

WAS DIESES HEFT BRINGT

	Seite
<i>Jens Nydahl</i> Fünf Jahre Grenzfriedenshefte	3
<i>Hans Peter Johannsen</i> Ist die Politik allein unser Schicksal?	5
<i>Oswald Hauser</i> Die Bedeutung des Nationalstaatgedankens für Europa	11
<i>Detlef Hansen</i> Drei Bücher zur Geschichte Schleswig-Holsteins und etwas über schleswig-holsteinische Geschichte überhaupt.....	20
<i>Die Stimme der Dichter</i> Friedrich Hebbel / Jens Baggesen.....	27
<i>Drei Pressestimmen und ein Brief</i> Jens Nydahl 75 Jahre	32
Umschau ab Seite 37	

Die Grenzfriedenshefte erscheinen vierteljährlich und werden herausgegeben vom Grenzfriedensbund (Bund für deutsche Friedensarbeit im Grenzland). Den Mitgliedern werden sie frei geliefert, anderen Beziehern für jährlich 1,88 DM zuzüglich Zustellgebühren (zusammen 2,- DM). Ausgabe A nur über die Geschäftsstelle zu bestellen. Bezugspreis im Jahr 88 Pf. zuzügl. Zustellgebühren (zusammen 1,- DM). Für die mit Autornamen versehenen Beiträge zeichnen die Verfasser verantwortlich. — Geschäftsstelle: Husum, Theodor-Storm-Str. 9. — Druck: Christian Wolff, Graphische Betriebe GmbH., Flensburg

GRENZ- FRIEDENS- HEFTE

FÜNF JAHRE GRENZFRIEDENSHEFTE

Fünf Jahre — eine kurze Zeitspanne. Wir leben in einer Periode sich überstürzender Ereignisse und unter dem Druck der politischen und wirtschaftlichen Spannungen. Die sich wandelnden Formen der Gesellschaftsstruktur — bedingt durch den technischen Fortschritt — erfordern scharfe Beobachtung und vorausschauendes Planen. Auch die von den großen Wirtschaftszentren entfernt gelegenen Gebiete werden in ihrer Arbeit durch diese Entwicklung beeinflusst. In unserem Grenzlande Schleswig — einer politischen Nahtstelle — treten die skizzierten Erscheinungen in besonderer Weise an den Tag, beeinflussen die Arbeit aller Grenzverbände und erfordern ein zeitbedingtes Handeln. Diese Situation veranlaßte den Grenzfriedensbund 1953 zur Herausgabe einer periodischen Zeitschrift. Es galt nicht nur, unsere Mitglieder über unsere Tätigkeit zu informieren, sondern auch eine Diskussion über die grenzpolitischen Vorgänge der Gegenwart anzuregen. Weder UNO noch Europarat haben bisher ein Statut für eine befriedigende Lösung der Minderheitenfrage erarbeitet. Wir müssen am Orte selbständig handeln und geeignete Wege für eine Verständigung suchen.

Im Geleitwort zu unserem ersten Hefte schrieb ich: „Seit Beginn seiner Tätigkeit im Jahre 1950 hat der Grenzfriedensbund in zwangloser Folge Grenzfriedensbriefe herausgegeben, in denen sowohl die Meinung zu den wesentlichen Fragen der Gegenwart unserer Heimat gesagt als auch über die verschiedenen Zweige des heimatlichen, volklichen und politischen Lebens berichtet wurde. Der Grenzfriedensbund hat sich neben seiner sozialen Tätigkeit das Ziel gesetzt, praktische Volks- und Kulturarbeit aus wahrhaft europäischer Gesinnung heraus zu betreiben, eingedenk der Tatsache, daß neue Verhältnisse und neue Zeiten neue Wege in der Arbeit erfordern. Ich gebe der Hoffnung Ausdruck, daß unsere Grenzfriedensbriefe in ihrer neuen Form wertvolles Material für alle die bringen, die mit den Problemen unseres Grenzlandes ringen und nach

einer Lösung suchen, und daß sie dazu beitragen, den Blick für die fruchtbaren Zusammenhänge zwischen den beiden Völkern an dieser Grenze zu öffnen.“

Unter diesen Gesichtspunkten stand unsere Arbeit und standen unsere Beiträge in den Grenzfriedensheften. Seit der Gründung unseres Bundes erklärten wir uns für eine Anerkennung der „Kieler Erklärung“. Wir wiesen alle restaurativen Bestrebungen zurück. Der Abschluß der Regierungserklärungen von Bonn und Kopenhagen rechtfertigte den eingeschlagenen Weg. Freie nationale Entscheidung des einzelnen und die Anerkennung berechtigter Forderungen der Minderheit bleiben Leitziele einer positiven Grenzarbeit. Treten dann noch Spannungen auf, muß man die Ursachen erforschen und nach Wegen zu einer Lösung suchen. Diese Untersuchungen müssen sich sowohl auf politische und wirtschaftliche als auch soziale und kulturelle Gebiete erstrecken und, falls notwendig, auf einen längeren Zeitraum.

Zu jeweils aktuellen Fragen auf den verschiedensten Gebieten suchten wir durch Beiträge deutscher und dänischer Autoren Material für eine fruchtbringende Diskussion zu bringen. Außer allgemeinen Minderheitenfragen brachten wir gesondert Betrachtungen über Süd- und Nordschleswig und die Grenzstadt Flensburg, die durch eigene Veranstaltungen sich positiv in die Diskussion einschaltete.

Unsere Bestrebungen auf eine Verständigung der Nachbarvölker fanden in den gemeinsamen Veranstaltungen mit dänischen Freunden, die abwechselnd in Dänemark und Deutschland stattfanden, eine wesentliche Unterstützung. Die Berichte und Referate brachten wir unsern Lesern in den Heften zur Kenntnis.

Wir werden bemüht sein, auch in den kommenden fahren auf dem eingeschlagenen Weg weiterzugehen und zu den aktuellen Fragen unseres Grenzlandes Stellung nehmen. Wer sich einschalten will, ist willkommen — als guter Deutscher und guter Europäer.

Jens Nydahl

Ist die Politik allein unser Schicksal?

Bemerkungen zur Kulturarbeit des Grenzfriedensbundes

Im Jahre 1929 stellte die Deutsch-Nordische Woche in Kiel einen Höhepunkt in den kulturellen Beziehungen zwischen Deutschland und Skandinavien im allgemeinen und Dänemark im besonderen dar. In der Zeit zwischen den Kriegen wurden der Rang und die Bedeutung dieses Ereignisses nur noch einmal, nämlich in den Veranstaltungen des Ostseejahres 1931, erreicht. Nach 1945 hat es an Bemühungen, die zerrissenen Fäden zu knüpfen, nicht gefehlt. Es sei an die Lübecker Nordischen Tage, die Kieler Woche und die Flensburger Tage 1954 und 1955 erinnert. Ja sogar Stuttgart hatte seine Dänische Woche. In der deutschen Presse außerhalb Schleswigs-Holsteins fanden allerdings die Flensburger Tage relativ wenig Beachtung (nicht so in Dänemark!), vielleicht deswegen, weil die Meinung vertreten worden ist, daß den Menschen des Grenzlandes die richtigen Voraussetzungen fehlen, um das kulturelle Verhältnis Deutschland—Dänemark zu begreifen. Die Grenzländer freilich sind wiederum anderer Meinung.

Zu denjenigen Organisationen des deutschen Lebens im Grenzlande, die über deutsche Sozial- und Kulturarbeit hinaus gleichzeitig das kulturelle Gespräch mit dem dänischen Nachbarn suchen und führen, gehört von seinen Anfängen an der Grenzfriedensbund. In der zweiten Nummer der Grenzfriedenshefte 1955 veröffentlichten wir den Aufsatz „Unser Programm“ von Johannes Schmidt-Wodder aus dem Jahre 1911. Viele Umstände, aus denen heraus dieser Aufsatz geschrieben wurde, sind Geschichte geworden. Wenn aber der „Verein für deutsche Friedensarbeit in der Nordmark“ 1911 allen Bestrebungen *entgegentreten* will, „welche dahin zielen, die nationalen Gegensätze in Nordschleswig zu verschärfen“, und wenn 1950 der Grenzfriedensbund erklärt, „in europäischem Geiste deutsche Kulturarbeit im Grenzlande pflegen, ein friedliches Nebeneinander von deutschem und dänischem Volkstum fördern“ zu wollen, dann hat schon die Kontinuität solcher Meinungsäußerungen angesichts der schleswigschen Kriege des 19. Jahrhunderts und angesichts der Katastrophen dieses Jahrhunderts ein großes Gewicht. Wenn man sich weiter vergegenwärtigt, daß der Kopenhagener Professor Hammerich 1954 in Flensburg erklärte: „Alte Chroniken und neue Familiensagen berichten von Frieden und Glück, aber auch von harträckigem Streit und bitterem Leid. Keine deutsch-nordische Landschaft predigt eindringlicher die Lehre des Friedens auf Erden allen Menschen, die guten Willens sind“, und wenn dieser Äußerung niemand widersprach, dann zeigen

diese Beispiele zur Genüge, daß die Bevölkerung des Grenzlandes sich ihrer besonderen Situation und ihrer Aufgabe bewußt ist.

Der Grenzfriedensbund proklamierte 1950 „Er (Grenzfriedensbund) strebt deshalb nicht nur ein nachbarliches Gespräch mit dänischgesinnten Südschleswigern an, sondern auch mit Vertretern des dänischen Volkes nördlich der Grenze. Er veranstaltet Vorträge, Fahrten und Tagungen, auch solche, zu denen Angehörige beider Nationen geladen werden. In unregelmäßiger Folge gibt er Grenzfriedenshefte heraus, die der Verbreitung seiner Gedanken in allen Kreisen dienen sollen.“ Diese Absichten sind jahraus, jahrein verwirklicht worden, und die Veranstaltungen haben an innerem Gewicht der Aussage und äußerer Bedeutung zugenommen. Mit diesem Heft beginnt der 6. Jahrgang der Grenzfriedenshefte. Das Echo bei unseren Lesern, das Echo in der Öffentlichkeit ermutigt uns zu der Feststellung, daß die Hefte das geworden sind, was wir mit ihnen beabsichtigten, nämlich ein lebendiger Spiegel der deutsch-dänischen politischen und kulturellen Begegnungen und Gespräche in Form einer Grundsatzdebatte zu sein. Wenn der Grenzfriedensbund heute, 1958, seine Arbeitsposition auslotet, dann wird man angesichts der politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse des Grenzlandes zu der Meinung kommen, daß es notwendig und möglich ist, den kulturellen Teil der Arbeit zukünftig in besonderem Maße zu fördern.

Die Frage, warum das nötig ist, muß mit dem Hinweis auf die geistige Situation unserer Zeit in ihrer Beziehung zum Grenzlande beantwortet werden. Man hat in der Öffentlichkeit von einer Existenzkrise der Minderheiten zu beiden Seiten der Grenze gesprochen. Man hat gefragt, ob sich die Jugend heute für die Geschichte und Gegenwartsproblematik des Grenzlandes interessiert. Es ist nicht die Absicht, hier auf diese Fragen näher einzugehen. Daß sie aber gestellt sind, beweist, wie stark das politisch-mechanische und überspitzte wirtschaftliche Denken unserer Zeit das Leben im Grenzland tangiert. Hans Köhler hat in einer ebenso klaren wie geistvollen und mit der Note der persönlichen Aussage ausgezeichneten Schrift „Zur geistigen Situation der Gegenwart“ festgestellt, daß die Gedanken von Marx, Nietzsche und Kierkegaard von der größten Bedeutung für das Leben der heutigen Gesellschaft geworden sind. Köhler zweifelt nicht, daß die Existenzphilosophie mit der Aussage der Ungesicherheit, mit dem „Nicht-zu-Hause-sein“ einen geistigen Tatbestand unserer Zeit richtig beschreibt. Köhler kommt zu dem Schluß, daß es einen Weg aus diesem Zustand der Angst und inneren Unsicherheit heraus gibt, nämlich den Weg zu Gott im Sinne Kierkegaards. Er äußert Gedanken über die Toleranz, die den Grenzbewohner aufhorchen lassen sollten, wenn er sagt, daß eine Gemeinschaft nur im „echten Hörenkönnen aufeinander, in der Bereitschaft, die Anliegen des Nächsten zu sehen und zu begreifen“ zustande kommen kann. Köhler begründet erneut mit diesen Feststellungen die Überzeugung, daß es im Zusammenleben der Menschen ebenso sehr auf den einzelnen ankomme wie auf

die Gemeinschaft, daß es gelte, die Harmonie zwischen beiden zu schaffen. Wir stehen erneut vor der Aufgabe, die das Wort Bildung in sich birgt. Als einen gebildeten Menschen bezeichnen wir eine Persönlichkeit, die zum Bewußtsein des Ich gelangt ist und ein echtes Verhältnis zum Du in der Familie, zum Partner im Beruf und zum Gesellschaftsganzen besitzt. Ein solcher Mensch wird ein guter Bürger eines Gemeinwesens sein, er wird Verständnis dafür haben, daß es Menschen gibt, die nicht so sind wie er, und er wird sie gelten lassen.

Dieses Geltenlassen in unserem Raum hat es schon einmal gegeben, nämlich in der Zeit des deutsch-dänischen Gesamtstaates. Wer die große Darstellung Brandts „Geistesleben und Politik in Schleswig-Holstein um die Wende des 18. Jahrhunderts“ und Magons Standardwerk „Ein Jahrhundert geistiger und literarischer Beziehungen zwischen Deutschland und Skandinavien 1750—1850“ gelesen hat, wird einen starken Eindruck von der Bedeutung des musischen Elements auch im öffentlichen Leben in jenen Zeiten erhalten haben. Damals gingen in der Tat die Dichter mit den Königen, und von heute aus gesehen erscheint jene Epoche wenigstens in dieser Beziehung als die goldene Zeit. Aber auch heute gibt es Menschen, die sich an den Schilderungen der Autoren der Gegenwart aus beiden Ländern, an den Bildern der Maler und den Schöpfungen der Komponisten erfreuen. Es sind ihrer gar nicht wenige. Es sind die Stillen im Lande, für die zu arbeiten sich lohnt. Und selbst in den ruhigen Zeiten der zwanziger Jahre gab es wohl kaum eine Veranstaltung wie die, deren Programm wir hier abdrucken.

NORDSCHLESWIGISCHE MUSIKVEREINIGUNG

Mittwoch, den 12. Februar 1958, 20 Uhr, in der Christkirche, Tondern

Freitag, den 14. Februar 1958, 20.30 Uhr, in der Sønderjyllandshalle, Apenrade

Montag, den 17. Februar 1958, 20 Uhr, in der Marienkirche, Sonderburg

Dienstag, den 18. Februar 1958, 20 Uhr, in der Marienkirche, Hadersleben

Joseph Haydn (1732 — 1809):

DIE SCHÖPFUNG

Oratorium in 3 Teilen

nach „Das verlorene Paradies“ von John Milton

Deutscher Text von Gottfried van Swieten

Ausführende:

Helga Gabriel, Hamburg, Sopran

Helmuth Kretschmar, Detmold, Tenor

Erich Wenk, Cuxhaven, Baß

Das Nordmark-Sinfonie-Orchester, Flensburg
Die Chöre der Nordschleswigschen Musikvereinigung
Cembalo: Edmund Schmid
Dirigent: Hanskarl Michalik

NORDSCHLESWIGISCHE MUSIKVE REINIGUNG

Onsdag, den 12. Februar 1958, Kl. 20, i Kristkirken, Tønder
Fredag, den 14. Februar 1958, Kl. 20.30, i Sønderjyllandshallen, Aabenraa
Mandag, den 17. Februar 1958, Kl. 20, i Mariekirken, Sønderborg
Tirsdag, den 18. Februar 1958, Kl. 20, i Haderslev Domkirke

Joseph Haydn (1732 — 1809):
SKABELSEN
Oratorium i tre Dele
efter „Det tabte Paradis“ af John Milton
Tysk Tekst ved Gottfried van Swieten

Udførende:
Helga Gabriel, Hamburg, Sopran
Helmuth Kretschmar, Detmold, Tenor
Erich Wenk, Cuxhaven, Bas
Nordmark-Sinfonie-Orchester, Flensburg
Nordschleswigsche Musikvereinigungs Kor
Cembalo: Edmund Schmid
Dirigent: Hanskarl Michalik

Es war eine künstlerische Leistung, die ihre Wurzel in der deutschen Minderheit in Nordschleswig hatte. Sie wandte sich aber auch an die dänische Öffentlichkeit, von der sie sehr beachtet wurde — wie es in gleichem Maße der Fall ist, wenn in Flensburg dänische Künstler auftreten. Diese Dinge gilt es zu vermehren, zu immer höherem Range zu führen, zu immer bedeutsameren Treffpunkten zu machen. Wer ihnen folgt, wird spüren, daß er als Deutscher reicher wird in diesem Geben und Nehmen — er wird erleben, daß auch die Aufgeschlossenheit des dänischen Nachbarn sich weitet. Wenn er ein kluger Deutscher ist, wird er nicht die politische Geschichte der letzten dreißig Jahre vergessen, wenn Enttäuschungen und Rückschläge eintreten. Deutsche wie Dänen des Grenzlandes werden sehen, daß in dieser Atmosphäre die Persönlichkeitsbildung gute Voraussetzungen findet. Hier wird der Einwand der Ewiggestrigen zu beiden Seiten der Grenze kommen, man hört geradezu das kluge Wort, daß gut Ding

Weile haben will, wohinter sich auch der Widerstand gegen das Neue verbergen kann. Wann soll man denn mit guten Dingen anfangen, wenn nicht in einem Augenblick, in dem nicht nur ihre Richtigkeit, sondern auch Notwendigkeit anerkannt ist. Von denen, die weitab sitzen und nur sehr begrenzte Voraussetzungen zur Beurteilung der Lage haben, können wir nicht viel Verständnis erwarten. Hic Rhodus, hic salta. Hier muß jeden Tag bewiesen werden, daß wir Deutsche oder Dänen und zugleich Europäer sind. Die Zahl derer, die dazu bereit sind, diese Synthese von Politik und Geist in sich zu vollziehen, mehrt sich hierzulande. Jeder Generation ist eine Aufgabe im Leben der Gesellschaft, des Volkes und der Völker gestellt. Die unsrige sollten wir recht erkennen und anpacken. Kann sie in etwas anderem bestehen als darin, daß wir in Respekt vor den Leistungen und Zielsetzungen vorangegangener Generationen des schleswigschen Landes den Versuch machen, die bisherige Form der Auseinandersetzung zu beenden und zu neuen Ufern zu gelangen? Praktisch bedeutet das, eine noch größere Bereitschaft als bisher in der Beschäftigung mit der Kultur des eigenen Volkes und der des Nachbarn zu zeigen. Dazu gehört Arbeit an sich selbst, eine Arbeit, die früher oder später die reife Frucht der in sich ruhenden Persönlichkeit trägt, einer Persönlichkeit, die sich in Harmonie mit der Landschaft weiß und in ihr etwas bedeutet.

An den praktischen Grundlagen und Hilfsmitteln solcher Bildungsarbeit mitzuarbeiten sah schon immer der Grenzfriedensbund als seine Aufgabe an. Er wird diese Arbeit in Zukunft noch stärker betonen und, wenn nötig, sich organisatorische und andere Voraussetzungen dafür schaffen. Er wird sich wie bisher besonders an jene Kreise der Bevölkerung wenden, denen der Zugang zu den Fragen unserer Heimat mit ihrer reichen Problematik aus den verschiedensten Lebensumständen heraus sich nicht so öffnete wie anderen Schichten. Sichtbarer und bleibender Ausdruck dieser Arbeit werden wie bisher die Grenzfriedenshefte sein. Hinzu kommen zweitens Übersetzungen von Perlen der deutschen und dänischen Literatur in die Sprache des Nachbarn, die nötig sind, um das Wissen zu verbreiten. Der Grenzfriedensbund hat bereits Vorarbeiten begonnen und sieht es als seine Aufgabe an, hier anregend und fördernd zu wirken. Und drittens endlich wird der Grenzfriedensbund Arbeiten über politische und kulturelle Themen anregen, die sich aus seiner Satzung ergeben. In der Einheit von Politik, Wirtschaft und Kultur und der *gleichen Akzentsetzung* auf allen drei Komponenten im Alltag des Grenzlandes liegt die Gewähr für eine gute Entwicklung.

Indem ich sehr unter den Menschen lebte, habe ich herausgefunden, daß man sie,

was die Poesie betrifft, zuerst in zwei Klassen teilen kann, nämlich in die welche die Poesie lieben und verstehen, und in die welche sich über sie langweilen und sie verachten.

ADAM OEHLENSCHLÄGER 1817

Die Bedeutung des Nationalstaatgedankens für Europa

Vortrag in der Grenzakademie Sankelmark auf der Tagung „Europa wächst“

Wenn man sich heute mit dem Problem der Nation auseinandersetzen will, das auch im Jahre 1958 das Leben der Menschheit noch immer bis in die Grundlagen aufwühlt, so erscheint es notwendig, einige allgemeine Bemerkungen vorzuschicken, die den Hintergrund umreißen, auf dem sich dieser Fragenkomplex für unsere Generation darstellt. Er gewinnt dadurch zugleich über das rein Zeitbedingte hinaus grundsätzliche Bedeutung für die Verhaltensweise einer Generation zur Frage der Kontinuität in der Geschichte ihres Landes.

Große Erschütterungen in der Geschichte pflegen sich nicht auf äußere Wirkungen zu beschränken, sondern zugleich auch die gesamte Wertwelt, den ganzen Bereich des inner- und mitmenschlichen Lebens aufs stärkste zu berühren. Häufig lösen sie eine Umwertung aller Werte aus. Die Zeugen jener grundstürzenden Ereignisse haben dann nicht nur die Aufgabe, das zerfallene Haus äußerlich wieder aufzubauen, sondern auch im Innern neu einzurichten, sofern sie dazu noch die Kraft haben.

In eben dieser Situation befindet sich die heutige mittlere Generation in Deutschland. Wenn sie diesen Schwung nicht mehr aufbringen sollte, würde sie durch die ganz Jungen abgelöst, die dann, wie so oft in der Geschichte, sehr wahrscheinlich völlig neuen Göttern huldigen und mit dem Radikalismus der Jugend den Bruch in der ruhigen Kontinuität der Entwicklung noch vertiefen würde. Um solche schmerzhaften Eingriffe und verzögernden Rückschläge zu vermeiden, ist es daher nötig, daß eine mittlere Gruppe da ist, die die Brücke bildet zwischen Altem und Neuem. Nur mit ihrer Hilfe ist es möglich, wieder in die Bahnen einer organischen Entwicklung einzulenken und eine gewisse Kontinuität zu wahren. Daraus ergibt sich die entscheidende Bedeutung der heute 40- und 50jährigen auch für den Neuaufbau unserer Wertwelt, und es ist unschwer zu erkennen, daß sie, auch angesichts des lastenden Übergewichts der „Alten“ und dem Vorwärtsdrängen der Jungen, trotz des Odiums, die jüngste verhängnisvolle Vergangenheit mitgestaltet zu haben, keinen Grund zum Resignieren haben. Voraussetzung dafür ist allerdings, daß sie nicht bloß restaurativen Tendenzen huldigen, sondern genügend Aufgeschlossenheit besitzen, um eine Synthese zu finden zwischen den fortwirkenden Werten der Zeit, in der sie selbst groß geworden sind, und den vorwärtsweisenden Strebungen der Gegenwart.

Diese Notwendigkeit eines Brückenschlagens, die hier für das Leben der Generationen ganz allgemein und für den Bereich des Geistigen im besonderen angedeutet wurde, gilt nun auch für den Begriff der Nation; denn auch er ist durch den Zusammenbruch von 1945 mit hineingezogen worden in den großen Schmelztiegel aller unserer Werte. Auch hier muß es die Aufgabe der mittleren Generation sein, bei der Neubesinnung helfend einzugreifen. Wer anders könnte über Wert oder Unwert der Nation wohl etwas Verbindlicheres aussagen als der, der sie in guten und schlechten Tagen, auf dem Höhepunkt und in der Tiefe, in Geschlossenheit und in der Gefahr der Auflösung, in Bereitschaft zum Tode und in der Erniedrigung erlebt hat?

Wenn wir uns also um eine Wertung des nationalen Empfindens bemühen, so möchten wir als erste These eine Forderung aufstellen, die angesichts unseres Generalthemas „Europa wächst — Ist der Nationalstaat überwunden?“ fast als ketzerisch erscheinen könnte, nämlich die Forderung: „*Mehr* Nation und Nationalgefühl!“ Wir wollen uns damit zu denen bekennen, die auch heute noch die Nation als einen der großen Werte unseres Lebens anerkennen und die wünschen, daß das Bewußtsein, einer Gemeinschaft gleicher Sprache und Kultur, gleichen Schicksals und gleicher Lebenseinrichtungen, gleichen Fühlens und Denkens anzugehören, besonders auch in unserer Jugend wieder stärker lebendig wird, als es das in den vergangenen Jahren war. Einem alten Lebensgesetz entsprechend, möchten wir, daß unsere Kinder in stärkerem Maße wieder einen ruhenden Pol in ihrer Heimat bekommen, daß sie erfahren, wo die Wurzeln ihrer Kraft liegen und wo sie in Zeiten der Vereinsamung Zuflucht finden können. Es scheint heute vielfach gleichermaßen unmodern, ja sentimental, von dem „Schoß der Familie“ wie auch vom „Vaterland“ zu sprechen, und das Bild von der Mutter Germania wirkt auf viele geradezu peinlich. Und doch gehört die Vorstellung von der Geborgenheit in einem enger umgrenzten Bezirk nicht bloß zu den Eigentümlichkeiten der Deutschen, sondern zu den Urphänomenen der Menschheit. Daß dieser engere Bezirk sich mit dem Heranwachsen des jungen Menschen über den Kreis der Familie und der näheren Heimat hinaus auf das ganze Deutschland mit seinen Zeugnissen gleicher Kultur und Vergangenheit erweitert, ist ein Ergebnis der geschichtlichen Entwicklung, die in langen Zeiträumen zur Herausbildung einer Kulturnation und in später Stunde dann auch zur Staatsnation geführt hat. In unserem historischen Moment wäre es ebenso anachronistisch, den Lokalpatriotismus eines engen Heimatbezirks auf Kosten der Nation zu übersteigern wie umgekehrt das europäische Bewußtsein unter Ignorierung des eigenen Vaterlandes. Es muß unser Wunsch bleiben, daß unsere Kinder von diesem nationalen Schöpfungsgang der Geschichte, der uns und unsere Vorväter so tief angerührt hat, ein lebendiges Bewußtsein bewahren, und wir halten es daher für organischer, daß sie die deutschen Stätten, z. B. die

Holsteinische Schweiz, den Harz, Thüringen und Bayern, in sich aufnehmen, bevor sie nach Norwegen, Südfrankreich oder Griechenland geführt werden. Wir wünschen, daß über den heutigen höheren Zielsetzungen die Erziehung zum Vaterland nicht zu kurz kommt.

Was hier das Räumliche und Kulturelle betrifft, das gilt auch vom Historischen. Die Geschichte duldet nicht das Leugnen einer Entwicklungsstufe. Versucht man irgendein Ergebnis ihres Verlaufes zu unterschlagen, so hält sie dafür strenges Gericht. Denn die Geschichte ist logischer und genauer als die preußische Oberrechnungskammer und vergibt keine Fehler, wie Bismarck einmal sagt. So kann auch die Entwicklung zum Nationalstaat nicht einfach ignoriert werden. In allen Gegenden der Erde hat bis heute hin der nationale Gedanke ganz unvorstellbare, ungeheure Energien ausgelöst und Völker, die bis dahin in Trägheit und Gleichgültigkeit dahindämmerten, zu gewaltigen Leistungen befähigt. Durch keine staatlich-politische Ordnung ist die Wahrheit des Satzes „Einigkeit macht stark“ besser bewiesen worden, als durch den Nationalstaat. Das haben uns die älteren westlichen Nationalstaaten England und Frankreich ebenso gezeigt wie später das Deutsche Reich, die erneuerte Türkei oder heute das neue China, Indien oder das werdende Reich der Araber. Wohin wir blicken, erkennen wir, daß die Stunde des nationalen Gedankens noch keineswegs vorüber ist und daß er noch immer imstande ist, als eines der Elemente unserer neueren Geschichte seine schöpferische Kraft zu entfalten. Noch immer machen uns das auch unsere unmittelbaren Nachbarn Frankreich, England, Dänemark, Polen deutlich, die so stark in der Geschlossenheit ihrer nationalen Vergangenheit und Gegenwart leben. Wer daran zweifelt, braucht nur den Invalidendom und den Douaumont, Windsor und Westminster, Frederiksborg und Roskilde zu besuchen. Es wäre unrealistisch, wollte man dieses Faktum als eine der noch immer bestehenden Grundtatsachen unserer Zeit übersehen und über das Nationalgefühl als antiquiert oder nicht existent zur Tagesordnung übergehen.

So haben auch wir Deutsche keinen Grund, den nationalen Gedanken für uns rundweg abzulehnen. Noch jüngst hat die Bevölkerung an der Saar ein eindeutiges Bekenntnis zur Nation abgelegt, und hier an der Nordgrenze haben wir in den letzten zehn Jahren erfahren, welche nationalen Kräfte noch immer mobilisiert werden können. Wie könnten wir aufhören, national zu denken, solange noch unsere Brüder in Mitteldeutschland, die so vielfältige Bande mit uns verknüpfen, von uns getrennt sind! Auch für ein zukünftiges Europa messen wir dem nationalen Gedanken im Sinne unseres Themas noch immer eine große Bedeutung bei. Nation und Europa — das muß nachdrücklich betont werden — brauchen einander keineswegs auszuschließen. Nur wenn wir noch imstande sind, national zu denken, werden wir für die Vielheit, aus der sich eine neue Ordnung zusammensetzen wird, das richtige Verständnis haben und bereit sein,

darauf Rücksicht zu nehmen. Und wenn wir anerkennen, daß nicht die öde Gleichförmigkeit, sondern Verschiedenheit und Mannigfaltigkeit zu den schöpferischen Grundprinzipien des Lebens gehören, dann werden wir auch die nationalen Unterschiede nicht mehr als leidiges Übel, sondern als wirkende Kraft, als Ausgangspunkt für einen gesunden, vorwärtsstrebenden Wettbewerb ansehen.

*

Wenn wir uns so noch immer zum nationalen Gedanken als einem der großen Werte unseres Lebens bekennen, so müssen wir als Deutsche des Jahres 1958 dabei aber doch eine starke Einschränkung machen. Trotz aller Bejahung stehen wir nämlich dieser Idee nicht mehr so naiv und unvoreingenommen gegenüber wie unsere Väter. Zu schwer sind die Erfahrungen, die uns gelehrt haben, welche Sprengkraft der nationale Gedanke doch auch besitzt, wie er friedliche Nachbarn auseinandergerissen und Völker unterdrückt, ja, Teile von ihnen vernichtet hat. Wir haben allzusehr bei uns selbst und bei andern Völkern erlebt, welcher Übersteigerung, welcher Hybris ein Verhalten, das ausschließlich in der Nation denkt, fähig ist.

Sehen wir uns die Entwicklung des nationalen Gedankens an, so können wir schon sehr bald erkennen, wie er nicht auf die eigene Nation beschränkt bleibt, sondern zur Auseinandersetzung mit den anderen drängt. Im Gegensatz zu anderen großen modernen Ideen, wie dem Liberalismus oder dem Sozialismus, hat er nicht eine Solidarität geschaffen, wie sie sich etwa in der bereitwilligen Anerkennung der anderen Nationalität und ihrer Schonung oder gar Unterstützung hätte dokumentieren können. Nur in wenigen Ausnahmefällen, wie dem Nationalitätenkongreß, auf dem Pastor Schmidt-Wodder als Vertreter der Deutschen Nordschleswigs eine bedeutende Rolle spielte, wurde das erreicht. Im allgemeinen aber entwickelte er sich zu schärfster Intoleranz. Man hat gesagt, daß das nationale Empfinden vielfach als eine Art von säkularisierter Religion erschienen sei und bei seinen Trägern die Mitte gebildet habe, aus der sich ihr ganzes Leben gestaltete. Wenn man die fanatische Unbedingtheit betrachtet, mit der es sich leider viel zu häufig geäußert hat, so kann man an der Richtigkeit dieser Beobachtung nicht zweifeln. Wie die verschiedenen Religionen in sich den Auftrag zum Missionieren empfinden, so beschränkten sich auch die Nationen nicht mehr auf die Pflege ihrer Eigenart und einen vertretbaren, gesunden Wettbewerb, sondern zeigten sich mehr und mehr erfüllt von einem *Messianismus*, der Ausschließlichkeitsanspruch erhob und seine eigene Lebensart und damit auch seine Herrschaft anderen aufzudrängen suchte. So kennen wir das angelsächsische Sendungsbewußtsein, das seine „institutions“ oder seinen „way of life“ für am besten hält und überzeugt ist, daß nur eine Pax britannica oder americo-britannica zum Weltfrieden führen kann. Konkret fand es seinen Ausdruck

etwa bei Cecil Rhodes, der davon überzeugt war, daß nicht nur seinem eigenen Lande, sondern allen Menschen damit gedient sei, wenn England und Amerika möglichst große Teile der Welt unter ihren Einfluß brächten. Noch heute ist in den Anhängern von Lionel Curtis und den Männern des Kreises der Round Table, die dem Gedanken des Commonwealth zum Siege verholfen haben, die Hoffnung lebendig, daß die Einmaligkeit der von Großbritannien entwickelten Institutionen imstande ist, den zentrifugalen Tendenzen Einhalt zu gebieten und den Zusammenhalt des Weltreiches zu wahren. Oder wir haben das französische kulturelle Sendungsbewußtsein, das sich in dem Glauben äußert, es sei Frankreichs Berufung, möglichst vielen Völkern die „civilisation“ in der französischen Form zu bringen. Wir haben in Rußland von altersher einen starken Messianismus, der seinen Auftrag von der Überzeugung der Zaren herleitete, Moskau sei das dritte Rom und daher zum Mittelpunkt eines neuen Weltreiches ausersehen, ein Gedanke, der unter einem anderen Vorzeichen mit dem Bolschewismus neue Stoßkraft erhalten hat. In Japan hat der Shintoismus, der mit dem Glauben an die Göttlichkeit des Tenno den der Auserwähltheit des Volkes verbindet, zu unvorstellbaren Leistungen und Opfern, aber auch zu rücksichtsloser Expansion geführt. Schon 1857 wird dort von einem Staatsmann ausgesprochen, daß es die Politik Japans sein müsse, die Fremden allmählich seinem Einfluß zu unterwerfen, „bis schließlich alle Länder der Welt die Segnungen völliger Ruhe kennen und unsere Hegemonie über die Erde hin anerkannt ist“. Wieder also der Gedanke des Weltfriedens, aber diesmal in der Form einer Pax japonica.

Und schließlich ist auch Deutschland von solchen Vorstellungen nicht frei gewesen, wie das Wort vom deutschen Wesen, an dem einmal die Welt genesen solle, erkennen läßt. Zwar hat sich der Messianismus hier nicht einmal unter Hitler bis zu dem Ziel einer Weltherrschaft, einer allgemeinen Pax germanica, gesteigert, wie im Ausland gern behauptet wird. Aber mit der Übersteigerung des nationalen Gedankens zum Rassismus, dem Glauben an den Blutsmythos und die Auserwähltheit einer Herrenrasse, entwickelte die Idee doch auch hier eine verhängnisvolle Unduldsamkeit und, wenigstens für Europa, einen Totalitätsanspruch.

Eine weitere Verbindung ging der nationale Gedanke schon seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts mit dem Darwinismus ein. Die Lehre vom Sieg des Stärkeren wurde auf die Staaten übertragen, und zwar nicht nur in Deutschland. Schon 1898 sprach der britische Premierminister Lord Salisbury in einer Rede mit Bezug auf China von den zum Sterben und zum Überleben bestimmten Nationen. In dem wirtschaftlich und bevölkerungsmäßig aufstrebenden Deutschland verdichteten sich diese Gedanken zu der Forderung nach mehr Lebensraum. Besonders in Kreisen der Alldeutschen war man bereit, dieses Ziel bis zur letzten Konsequenz zu verfolgen. So schrieb am 6. März 1913 der General von Wrochem in den

Danziger Nachrichten: „Wir brauchen Neuland, und wenn der Friede das nicht bringt, so bleibt schließlich nur der Krieg.“ Unter dem Gedanken des Lebensraumes stand die jahrelange Kriegszieldiskussion im ersten Weltkrieg. Mit unübertrefflicher Deutlichkeit zeigen die „Leitsätze zum Kriegsziel“ des alldeutschen Führers Claß, die er in völliger Verblendung noch nach der deutschen Frühjahrsoffensive von 1918 in 350 000 Stück verbreiten ließ, wie eng übersteigter Nationalismus und Imperialismus und Kolonialismus verbunden sein können. In dieser Schrift werden für Deutschland folgende Gebiete gefordert: das Baltikum, die französische Küste bis zur Somme, Belgien, die Linie Verdun—Belfort, Toulon, Marokko, Senegambien, Französisch-Kongo, Belgisch-Kongo, Tanger, Bizerta, Damiette, Djibuti, Goa, Ceylon, Sabang, die Azoren und die Kapverdischen Inseln, Diego Suarez auf Madagaskar, Saigon. Außerdem sollte den Gegnern durch Auferlegung von Kriegsentschädigungen so starke wirtschaftliche Kraft entzogen werden, daß sie sich nie mehr erheben könnten. Schließlich hat der nationale Gedanke von Anfang an eine enge Verbindung mit militärischem Denken gehabt und dadurch schon früh militante Züge angenommen. Unter dem Eindruck der harten Fremdherrschaft Napoleons führte in Deutschland das soeben erst erwachte Nationalgefühl sofort zu scharfer Ablehnung des Nachbarvolkes. So wollte Stein nicht nur Rache an dem Urheber des Unglücks selbst nehmen, sondern auch an den Franzosen allgemein, dieser „unreinen, unverschämten und unzüchtigen Rasse voll ekelhafter Gier“. Und Gneisenau erklärte, ganz im Gegensatz zum eigenen nationalen Streben nach dem Einheitsstaat: „Wer weiß, ob bei einigem Glück man es nicht dahin bringen könnte, zwei Reiche in Frankreich zu gründen, ein bourbonisches und ein napoleonisches, in stetem Kampf miteinander begriffen. Das wäre freilich das Höchste.“

Die enge Verbindung von nationalem Streben und Militär führte die Gefahr des Militarismus herauf, jenes Systems, in dem militärischem Denken und militärischen Lebensformen ein unverhältnismäßig großer Einfluß eingeräumt wird und dadurch das gesamte staatliche Leben in die Lage kommen kann, nach militärischen Gesichtspunkten ausgerichtet zu werden. Deutlicher als früher erkennen wir heute, wie stark dieser Einfluß im wilhelminischen Deutschland war und wie die Freiheit außenpolitischer Entscheidungen oft durch allzu große Rücksichtnahme darauf eingeengt wurde. Eine besondere Gefahr aber wurde das militärische Denken, als sich im Zusammenhang mit dem Darwinschen Biologismus darin eine neue Verherrlichung des Krieges zeigte. So schrieb etwa der schon genannte Alldeutsche Claß 1912 in einem Buch mit dem Titel ‚Wenn ich der Kaiser wär‘: „Wer nun sein Volk liebt und die Krisis der jetzigen Krankheit beschleunigen möchte, wird den Krieg herbeisehnen als den Erwecker aller guten, gesunden, starken Kräfte im Volke.“

Alle diese gefährlichen Auswirkungen des nationalen Gedankens, die sich in dem zentralisierten Staate Hitlers noch deutlicher zeigten und die uns in den heftigen Auseinandersetzungen in Asien und Afrika täglich vor Augen geführt werden, haben dazu geführt, daß der nationale Machtstaat, der jedem Nationalismus als das letzte und höchste Ziel seines Strebens gilt, von uns Heutigen mit besonders kritischen Blicken betrachtet wird. In ihm scheint sich das, was wir die „Dämonie der Macht“ nennen, am leichtesten zu verkörpern. Wir sind deshalb geneigt, trotz grundsätzlicher Bejahung des nationalen Gedankens, der uns eine notwendige Stufe der geschichtlichen Entwicklung darzustellen scheint, seine Ausdrucksform, den Nationalstaat, in seiner Machtfülle einzuschränken, um derart zerstörerische und lebensbedrohende Übersteigerungen zu verhindern. Das scheint um so naheliegender, als durch die moderne Entwicklung der Begriff der vollen Souveränität ohnehin fragwürdig geworden ist.

Aber auch unsere eigene geistige Tradition weist uns darauf hin. Immer hat das Nationalgefühl in der ersten Phase seiner Entwicklung in enger Verbindung mit dem übergreifenden Gedanken der *Menschheit* gestanden. Wir wissen, daß Herder, der aus der Aufklärung mit ihrer Verehrung von universalem Zusammenhang und Toleranz herkam, trotz der Bejahung der kulturellen Eigenart niemals die Zusammengehörigkeit im großen Kosmos der Schöpfung vergessen und jedes Volk nur als *eine* Stimme im großen Chore aller ad majorem Dei gloriam angesehen hat. Und Ernst Moritz Arndt, den wir als einen der Vorkämpfer des nationalen Gedankens kennen, schrieb noch 1805: „Es ist schön, sein Vaterland lieben und alles für dasselbe tun, aber schöner doch, unendlich schöner, ein Mensch zu sein und alles Menschliche höher achten als das Vaterländische.“ Für die älteren Romantiker, Friedrich Schlegel und Novalis, und für Wilhelm von Humboldt besteht der Wettstreit der Nationen einzig darin, den höchsten Zielen der Menschheit reiner zu dienen als der Nachbar. Bis in die Mitte des Jahrhunderts hinein war der nationale Gedanke mit dem liberalen aufs engste verbunden, und dadurch wurde er auf eine über das eigene Volk hinausgehende Solidarität hingewiesen. Noch konnte die furchtbare Sprengkraft der neuen Idee niedergehalten werden. Die Sympathien der deutschen Patrioten mit den griechischen, italienischen und polnischen Freiheitskämpfern, in deren Reihen viele von ihnen selbst das Leben einsetzten, beweisen das. Erst die Trennung von national und liberal in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts hat zu stärkerer Absonderung geführt. Aber auch dann hat, wie uns wieder deutlicher wird, neben dem Nationalgefühl als dem obersten Gesichtspunkt doch auch der Gedanke einer übernationalen Gemeinschaft seine Werbekraft nie ganz verloren. Wir kennen den Plan einer mitteleuropäischen Föderation von Constantin Frantz, der aus diesem Geist entstanden ist, wenn er auch angesichts der noch ansteigenden Welle des Nationalismus für seine Zeit unrealistisch war. Aber auch Bismarck hatte große

Vorbehalte gegenüber einem ausschließlich nationalen Denken, da er dessen revolutionäre Kraft als zerstörendes Moment aller Ordnungen fürchtete.

So kann uns die Auseinandersetzung mit dem nationalen Gedanken heute weder zu vorbehaltloser Bejahung noch zu völliger Ablehnung führen. Sie stellt vielmehr die eindringliche Mahnung vor uns hin, die Synthese wiederzufinden, die schon einmal erkannt war, die dann aber für lange Zeit unsern Blicken wieder entschwunden ist: die Synthese zwischen nationalem Gedanken und der Idee einer übernationalen Gemeinschaft. Diese Verbindung, die lange für undurchführbar gehalten wurde, ist ja durchaus nicht so schwer erreichbar. Sie könnte bereits dadurch vorbereitet werden, daß man den nationalen Gedanken konsequent durchführte. Denn wenn man sich dazu entschließen könnte, würde man nicht nur die eigene Nation anerkennen, sondern das gleiche Prinzip auch auf die übrigen anwenden und bereit sein, ihnen Gleichberechtigung und Toleranz, diese höchsten Werte freier Menschen, zu gewähren. Dazu aber muß als wesentliches Element noch der überhöhende Gesichtspunkt menschlicher Gemeinschaft kommen, denn nur dadurch können die Nationen von dem Nebeneinander zum friedlichen Miteinander geführt werden. Als Wegweiser auf dieses Ziel hin wird uns noch immer das Bekenntnis eines großen deutschen Staatsmannes gelten müssen, das, obwohl häufig zitiert, hier doch unentbehrlich scheint, das Bekenntnis, das Gustav Stresemann auf seiner ersten Völkerbundsrede in Genf 1926 vor dem Forum der Welt ablegte und das damals mit größtem Beifall aufgenommen wurde. Er sagte dort: „Ich bin der Meinung, daß keine Nation, die dem Völkerbund angehört, dadurch ihr nationales Eigenleben irgendwie aufgibt. Der göttliche Baumeister der Erde hat die Menschheit nicht geschaffen als ein gleichförmiges Ganzes. Er gab den Völkern verschiedene Blutströme, er gab ihnen als Heiligtum ihrer Seele ihre Muttersprache, er gab ihnen als Heimat Länder verschiedener Natur. Aber — so fuhr der deutsche Staatsmann dann fort — es kann nicht der Sinn einer göttlichen Weltordnung sein, daß die Menschen ihre nationalen Höchstleistungen gegeneinander kehren und damit die allgemeine Kulturentwicklung immer wieder zurückwerfen. Der wird der Menschheit am meisten dienen, der, wurzelnd im eigenen Volke, das ihm seelisch und geistig Gegebene zur höchsten Bedeutung entwickelt und damit, über die Grenze des eigenen Volkes hinauswachsend, der gesamten Menschheit etwas zu geben vermag, wie es die Großen aller Nationen getan haben, deren Namen in der Menschheitsgeschichte niedergeschrieben sind. So verbindet sich Nation und Menschheit auf geistigem Gebiete, so kann sie sich auch verbinden in politischem Streben, wenn der Wille da ist, in diesem Sinne der Gesamtentwicklung zu dienen.“

Nur dann wird der nationale Gedanke seine Aufgabe recht erfüllen können und auch für Europa eine große Bedeutung gewinnen, wenn er sich auch die

Erkenntnis zu eigen macht, die Herder uns wie ein Vermächtnis an unsere Zeit hinterlassen hat: „Kein Volk ist ein von Gott einzig auserwähltes Volk der Erde; die Wahrheit muß von allen gesucht, der Garten des gemeinsamen Besten von allen bebaut werden; am großen Schleier der Minerva sollen alle Völker, jedes an seiner Stelle, ohne Beeinträchtigung, ohne stolze Zwietracht wirken.“

Drei Bücher zur Geschichte Schleswig-Holsteins und etwas über schleswig-holsteinische Geschichte überhaupt

Otto Brandt, Geschichte Schleswig-Holsteins. Ein Grundriß. Fünfte Auflage, neu bearbeitet bis zur Gegenwart von Dr. Wilhelm Klüver, mit Beiträgen von Prof. Dr. Herbert Jankuhn. Verlag Walter G. Mührlau, Kiel. 1957.

Fritz Simonsen, Up ewig ungedeelt. Eine Geschichte Schleswig-Holsteins, mit 196 Abbildungen und 27 Karten. Matthiesen Verlag, Lübeck und Hamburg.

Wilhelm Ehlers und Wilhelm Ahrens, Aus Schleswig-Holsteins Vergangenheit. Erzählungen und Quellen zur Landesgeschichte, 2 Teile. Verlag Georg Westermann, Braunschweig, Kiel und Hamburg. 1954.

„Brandts Grundriß ist ein Buch wunderbaren inneren Gleichgewichts und strengster und reifster akademischer Zucht.“ So urteilt Hedemann-Hespen im Vorwort zu seiner Geschichte Schleswig-Holsteins in der Neuzeit. Keiner wird wagen, davon etwas abzustreichen. Seit dem Erscheinen des Buches im Jahre 1925 ist es der ständige Begleiter aller derer, die sich über die Geschichte Schleswig-Holsteins orientieren wollen. Eine unübersehbare Fülle von Gesamtdarstellungen und Einzeluntersuchungen ist darin verarbeitet und in ihren Ergebnissen zusammenhängend dargestellt. Ein sorgfältiges Sach- und Personenregister erleichtert ein schnelles Nachschlagen und ersetzt so bis zu einem gewissen Grade das fehlende Wörterbuch zur Geschichte unserer Heimat. Die vorliegende 5. Auflage ist auch im einzelnen durchgesehen, auf den letzten Stand der Forschung gebracht und bis auf die Gegenwart fortgeführt.

Nun ist es für den Historiker kein leichtes, die Geschichte seiner Zeit zu schreiben, wenn er sich nicht mit der Notierung von Tatsachen begnügen, sondern sie als Auswirkung der Strömungen deuten will, von denen wir alle mitgetragen werden. In früheren Jahrhunderten begnügte man sich mit Chroniken und Jahrbüchern, ohne sich dabei einer persönlichen Meinung zu enthalten. Auch in diesem Buch hätten wir statt einer fließenden Darstellung des schleswig-holsteinischen Schicksals in der Weimarer und nationalsozialistischen Zeit oder der Zeit nach 1945 lieber mehr Daten und Zahlen gesehen, in denen sich die politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Zustände einigermaßen deutlich spiegeln. So etwa über die vergeblichen Versuche, ein schleswig-holsteinisches Heimatbewußtsein zu wecken und politisch zu aktivieren oder über die Entwicklung der politischen Parteien nach 1920, oder über die Landwirtschaft und Industrie in unserem Lande,

über Schul- und Kirchenwesen, über den unterschiedlichen Stand dieser Dinge nördlich und südlich der Eider, auch im Vergleich mit der Entwicklung Nordschleswigs nach 1920. Genauerer hätte man auch gerne über die Minderheitenordnung auf dänischer und auf deutscher Seite gelesen.

Unsere Wünsche beschränken sich aber nicht auf die beiden letzten Abschnitte des Buches, die von Dr. Klüver stammen und die jüngste Zeit behandeln. Trotz der unüberbotenen Vortrefflichkeit der Stoffraffung wird man den Eindruck nicht los, daß das Buch den Niederschlag aus Vorlesungen darstellt und in erster Linie als Grundriß — früher sagten wir Leitfaden — für Studenten geschrieben ist, die Ausführlicheres bereits gehört haben und durch Zusammenfassungen sich in Erinnerung bringen wollen. So hat man als Uneingeweihter ohne Frage das Bedürfnis, wenn von einem „Fuhlsbüttler“ und einem „Oberjersdaler Kreis“ oder von einer „Westgruppe“ die Rede ist, zu erfahren, worin sich diese Kreise denn unterscheiden. Das Buch sagt darüber nichts, schweigt sich auch darüber aus, wieso das Eidertal die Westgruppe in ein nördliches und ein südliches Teilgebiet gliedert, was bei der heute von dänischer Seite immer wieder betonten „volkklichen Grenze an der Eider“ für uns von besonderem Interesse wäre. Auch die Andeutungen über die Ortsnamen als Trägern volkklicher Charakterzüge genügen nicht für den, der neben dem Buch von Brandt mit genaueren Studien sich nicht befassen kann. Bei dem Gewicht, das man von dänischer Seite diesem Gebiet zumißt, wäre eine eingehendere Betrachtung auch in einem Grundriß willkommen. Da wird auf Seite 98 nachdrücklich darauf hingewiesen, „daß im 19. Jahrhundert die holsteinische Entwicklung vor allem auf den südöstlichen Teil Angelns Übergriff, wie umgekehrt schleswigsche Verhältnisse nach Holstein hinüberwirkten“. Ein aufmerksamer Leser will Genaueres wissen, wenn die Lektüre ihn befriedigen soll. Und so findet sich an vielen Stellen manches im Nebensatz, was als Wesentliches nicht nur eine genauere Formulierung erfordert hätte, sondern auch eine breitere Ausführlichkeit, um für den Laien fruchtbar zu sein. Freilich würde das den Rahmen der 300 Seiten sprengen, aber wenn wir nicht nur einen zuverlässigen und wohlgeordneten Grundriß haben wollen, sondern ein für breite Kreise lesbares und ertragreiches heimatliches Geschichtsbuch, dann müßten wir ihm wohl weitere 300 Seiten zugestehen und eine Darstellungsform wünschen, wie etwa H. E. Hoff sie uns vorgelegt hat, dazu Bild- und Illustrationsmaterial.

Bei der Besprechung soll aber nicht vergessen werden, dankbar auf die Stammtafel der dänischen Könige und gottorpschen Herzoge hinzuweisen, die uns das Zurechtfinden in dem Namen- und Verwandtschaftsgewirr der Herrscherhäuser wesentlich erleichtert. Auch die beigegegebene farbige Karte zur politischen Ein- und Aufteilung Schleswig-Holsteins am Ende des 17. Jahrhunderts wird der interessierte Leser ebenso begrüßen wie der

Lokalhistoriker, der sich mit den ehemaligen Güterdistrikten, den klösterlichen Bezirken oder den dänischen Enklaven befaßt. Trotz allem bleibt es dabei: „Brandts Grundriß ist ein Buch wunderbaren inneren Gleichgewichts und strengster und reifster akademischer Zucht.“ Aber es ist kein Volksbuch und als Nachschlagewerk noch nicht das, was wir entbehren.

*

Fritz Simonsens „Up ewig ungedeelt“, ein fester Band von 112 Seiten mit 196 Abbildungen und 27 Karten, in klarem Druck auf festem Glanzpapier und einem Einbanddeckel, der in Blau-Weiß-Rot mit dem schleswig-holsteinischen Wappen und seinem Schlagworttitel etwas an die Zeit vor 1914 erinnert. Das ist das Buch eines mutigen Schulmannes, der sich dem Stoff ebenso verbunden fühlt wie dem Leser. Wir werden mit einer Fülle von Tatsachen bekanntgemacht, die uns sowohl die landschaftliche wie die kulturelle, wirtschaftliche und politische Entwicklung unseres Heimatlandes verdeutlichen. Simonsen hat sowohl den Mut zur Lücke wie zum Neuen. In gedrängter Folge bietet er, was an Bedeutsamem von der Tertiärzeit bis heute bei uns geschehen ist. Zweiundzwanzig Seiten, mehr als den fünften Teil des Buches, widmet er der Vor- und Frühgeschichte bis zur Zeit Karls des Großen. Dabei beschäftigt er sich nicht mit den vielen aus dieser Zeit noch der Erforschung anstehenden Problemen, sondern bietet handfeste Darstellungen, in denen einschränkende Wörter, wie „vermutlich“, „wahrscheinlich“, „es ist anzunehmen“, nur selten anzutreffen sind. Die Angeln z. B. sind nach ihm eine Wanderschar der Sueven, die im 1. Jahrhundert v. Chr. nach Norden zog und die Landschaft Angeln besiedelte. „Hier ließen sich die Sueben zunächst auf sandigem Boden bei Süderbrarup und Steinfeld nieder... Die suebische Siedlergruppe hat also den Namen Angeln angenommen und auf die Landschaft übertragen.“ Damit sind die mühseligen Untersuchungen über die Angeln und ihre Wohnsitze, die von Weiland und Erdmann, über Sach, La Cour, Plettke und Scheel zu keinem klaren Ergebnis gekommen sind, wohlthuend beiseite geschoben. Der suebische Haarschopf an der Moorleiche in Hütten und die Übereinstimmung der Urnen in den Gräberfeldern Angelns, Ostholsteins und Osthannovers sind ihm Beweis genug. Im übrigen stimmt diese Darstellung mit der von Ehlers und Ahrens vollkommen überein, während Brandt zum gleichen Thema sich auf den Satz beschränkt: „Für die Wohnsitze der Angeln sind wir lediglich auf Vermutungen angewiesen ... Die Verknüpfung des Thorsberger Kreises mit den Angeln ist nicht sicher zu beweisen.“ Eigenwillig ist auch die Feststellung, daß die Bauern um Christi Geburt nicht in Flurgemeinschaften wirtschafteten, sondern den Boden unter sich aufteilten. Eine Karte über Vorzeitäcker aus dem Walde bei Havetoft ist ihm ein ausreichender Grund, das anzunehmen. Im übrigen hat Dr. Haarnagel dasselbe für die Feddersenwiede in Oldenburg festgestellt. Auch scheint diese Ansicht bestätigt zu werden durch die

Verhältnisse auf Island, wie sie uns durch die Sagas dargestellt werden. So ist das Buch voll kühner Selbständigkeit. Alles wird in wohlgegliederten Abschnitten flüssig und anschaulich erzählt und durch Zitate aus Chroniken und Urkunden, Quellenbüchern oder durch eigene Breitdarstellungen aufgelockert. Selten begnügt es sich mit dem Hinweis auf Bekanntes. Den „beiden Goldhörnern“ von Gallehus hätte man gern etwas mehr als vier Halbzeilen gegönnt. Wer das Dithmarscher Geschlechterwesen in zwanzig Halbzeilen darstellen will, tut wohl daran, sich auf Einzelheiten nicht einzulassen. Die Sühne für einen Erschlagenen war nicht immer hundert Mark, sondern verschieden hoch. In jedem Falle aber sollte man dem Mörder oder Totschläger sein Haus niederbrennen, und er sollte „alle Tage gelten für einen ehrlosen Schalk“. Wenn man aber über diese Verhältnisse etwas bringen will, dann vor allem den § 73 des Landrechts von 1447: „Eften man gheslagen worde unde sine vrunt (Freunde) den man wreken (rächen) buten vredes, so schal me den enen man leghen (rechnen) jeghen den andern.“ Diese Einzelheiten darf man jedoch mit gutem Recht einer Dithmarscher Stammesgeschichte vorbehalten. Die Schlacht bei Hemmingstedt ist dafür ausführlich geschildert und der Ausgang der letzten Fehde knapp, aber deutlich herausgestellt. Die Schlacht an der Hamme 1404, die für Schleswig-Holstein von nicht geringer Bedeutung war, hätte ich schon wegen der Gedichte von Liliencron und wegen Klaus Groth mit aufgenommen, zumal wir sie ziemlich eindeutig lokalisieren können. Aber das sind Dinge, die für eine spätere Auflage überlegt werden können, ebenso das Zurechtrücken des Artikels 19, der die Optantenfrage in Nordschleswig im Gefolge hatte. Der Artikel steht nicht im Prager Friedensvertrag von 1866, sondern im Wiener von 1864. Auch war die schwer zu lösende Frage nicht so sehr die der Optanten als die der Optantenkinder, zu denen Mads Egholm gehörte, und um die es erst kurz vor dem ersten Weltkrieg ruhig wurde.

Im ganzen ist es aber ein erfreuliches Buch, das nicht nur in den Mittel- und Oberschulen Leser finden wird, sondern auch auf das Bücherbord des Volks gehört.

Dabei darf unter keinen Umständen vergessen werden, auf den außerordentlichen Reichtum an Bildern, Skizzen und Zeichnungen hinzuweisen. Auch sie im einzelnen zu beurteilen, würde hier zu weit führen. Aber es kommt einem der Gedanke, ob es nicht eine dankenswerte Aufgabe wäre, diese Bilder in ganzseitigem Format herzustellen, sie mit ausreichendem erklärendem Text zu versehen und als eine „Geschichte Schleswig-Holsteins in Bildern“ herauszugeben. Das eine und das andere könnte dabei fehlen, dieses und jenes neu aufgenommen werden.

Ehlers und Ahrens „Aus Schleswig-Holsteins Vergangenheit“, in zwei Teilen, bescheiden in Anspruch und Ausstattung, bietet mehr, als der Titel verspricht.

Ehlers ist einer der alten Vorkämpfer für Heimatgeschichte, der schon um 1920 einen Quellenband zur schleswig-holsteinischen Geschichte herausgab, damals noch stark unter dem Eindruck, daß solche Quellen auch in der Volksschule als Ausgangspunkt geschichtlicher Betrachtungen angebracht seien. Bald ging man freilich im Verfolg der kulturhistorischen Bestrebungen von Scheiblhuber und Klemm und vom Bremer Lehrerverein zu erzählend-darstellender Methode über, die dem Lehrer dem Stoff gegenüber große Freiheit ließ. Ehlers und Ahrens verbinden beide Richtungen glücklich miteinander und geben bald frei erzählend den historischen Sachverhalt, bald nach gestaltender Phantasie Schilderungen, die die Sache lebendig machen sollen, zwischendurch aber auch Berichte aus Chroniken und Urkunden und Reden. In allem ist eine umfangreiche wissenschaftliche, schöngeistige und zeitgeschichtliche Literatur verarbeitet worden. Man kann über den Wert einzelner Stücke verschiedener Meinung sein. Künstlerische Darstellung verlangt Künstlergaben, die nicht allen gegeben sind, die historischen Stoff zu bearbeiten sich vorgenommen haben. Im übrigen bietet das Buch soviel sachliche Aufschlüsse, daß es dem, der es kennt, unentbehrlich wird. Hier finden wir z. B., was wir in anderen Büchern vergeblich suchen, eine leichtfaßliche Darstellung des „Lübschen Rechts“, das von vielen erwähnt wird, ohne daß man eine Darstellung desselben für nötig hält.

Auch die Tabellen über Löhne, Preise und Einwohnerzahlen in den verschiedenen Zeiten sind willkommen und entheben den Interessierten mühseliger Nachschlagearbeit. Daß der Zeit zwischen 1815 und 1864 vierundvierzig Seiten gewidmet werden, ist willkommen, weil die volkliche Aufspaltung des Herzogtums Schleswig heute besondere Aufmerksamkeit beansprucht, erklärlich auch, daß demgegenüber die Folgezeit etwas zu kurz kommt. Mit Befriedigung notiert man aber, daß die Gestalt Pastor Schmidt-Wodders als historischer Persönlichkeit ihre berechnete Würdigung findet. Unsere deutsche Volksgruppe in Nordschleswig wird in dem Kapitel über die Zeit nach 1945 manches vermissen, was einer späteren Auflage vorbehalten sein wird.

Daß ein Buch, das über Einzelheiten aufklären will, auch einmal danebengreifen kann, ist nicht verwunderlich. Daß z.B. Peter Ssyn „sich noch im 70. Lebensjahr keine Ruhe gönnte“, ist verwunderlich, weil er lange zuvor ermordet wurde.

Neben Brandt und Simonsen werden die Bände von Ehlers und Ahrens sowohl in der Schule wie auch im Volk ihren Platz behaupten.

Aber eines möchte man allen dreien sagen: Jede Zeit hat ihre Schau der Vergangenheit; darum muß die Geschichte für jede Generation neu geschrieben werden.

*

Die älteste umfassende Geschichte Schleswig-Holsteins ist wohl die von Christiani und Hegewisch, die in den Jahren von 1781 bis 1801 herauskam und die

Regierungszeiten der Oldenburger darstellt. Sie will nach dem Vorwort Christianis den „Geist der Zeiten“ schildern, der in tragenden Persönlichkeiten zum Ausdruck kommt, und der fünfundzwanzig Jahre später durch Goethes Faust zum geflügelten Wort wurde. Zu solchen Trägern des Zeitgeistes rechnet Christiani u. a. den Husumer Bürgermeister Danckwerth und dessen Kartenzeichner Meier, die die Landesbeschreibung Schleswig-Holsteins herausgaben. Dreihundert Subskribenten fand das vierbändige Werk, hat aber eine zweite Auflage nicht erlebt.

1807 erschien in Glückstadt eine „Kleine Geschichte Schleswig-Holsteins für Knaben und Mädchen“, die zu vaterländischer Gesinnung erzogen werden sollten. Es war ein Jahr nach der Einverleibung Holsteins in Dänemark, und man bemühte sich, die Menschen ins neue Vaterland einzugewöhnen. Das Buch fand keine Fortsetzung. Erst durch Dahlmann erwachte im Volk das große Bedürfnis nach einer Schleswig-Holsteinischen Geschichte, und Jürgen Bremer schrieb die preisgekrönte Geschichte Schleswig-Holsteins (ohne Bindestrich). Nun ging es um des Landes Rechte, um den Trennungsstrich an der Königsau und um „Up ewig ungedeelt“. Viele Streitschriften erläutern die Dinge bis ins einzelne. Waitz schenkt 1851—1855 seiner Heimat die erste wissenschaftlich fundierte Geschichte, die aus gleicher Schau die Entwicklung des Landes betrachtet.

Dann ist es still um die Geschichtsschreibung in Schleswig-Holstein. Gegen 1910 erwacht ein neues Heimatgefühl, das in erster Linie dem Raum gilt, aber um die Geschichte nicht herumkam. Von Osten schreibt eine Landeskunde Schleswig-Holsteins. Göttsch und Schmarje setzen sie fort. Die Geschichte Schleswig-Holsteins wird in bescheidenen Bildern bei von Osten fortgeführt bis zur „Hochzeit unseres erlauchten Kaiserpaares“ und zur „Silberhochzeit unseres hohen Kaiserpaares“. Ohne solche Verbeugungen wagte wohl niemand Geschichtsbücher zu schreiben, bis 1912 Hinrich E. Hoff sein zweibändiges Werk herausgab, eine Frucht langer Arbeit, den jungen Lehrern wegen seiner Anschaulichkeit hochwillkommen. Damals galt die Grenze noch nicht als strittig, auch die Volkstumsfrage in Schleswig sah man nicht oder nahm sie nicht ernst. Aber man sah den großen Raum zwischen Elbe und Königsau und erlebte mit Hoff, was in diesem Raum sich im Laufe der Zeiten abgespielt hatte. Es war die Begegnung der Vergangenheit mit der Gegenwart, die Vermählung des Raumes mit der Zeit, die einbeschlossen ist in den Begriff Heimat. Keines der folgenden Bücher hat in dieser Beziehung Hoff ersetzen können oder daran gedacht, es zu wollen. Alnor hat zur Befriedigung eines Bedürfnisses um 1920 das schleswig-holsteinische Geschichtsfeld bescheiden nach dem Norden auszuweiten versucht. Brandt deutet die Linien an, die das schleswig-holsteinische Schicksal mit dem Geschehen der großen europäischen Politik verwickeln, Hedemann-Hespen zeigt umgekehrt, wie die europäischen Strömungen der Neuzeit sich in tausend Fäden

nach Schleswig-Holstein hin verästeln, und seit Scheel, Scharff und Hauser erscheint die große Aufgabe schleswig-holsteinischer Geschichtsforschung und -schreibung darin zu liegen, die Geschichte unseres Landes als Teil abendländisch-europäischer Bewegungen zu sehen, in deren Dynamik wir nur eine bescheidene, aber nicht zu übersehende Rolle zu spielen hatten. Soll damit unser Selbstbewußtsein gestärkt oder sollen wir dadurch der Verantwortung für unser Schicksal enthoben werden?

Dem einfachen Manne geht es heute jedenfalls um etwas anderes: Seit dem Erscheinen der Eskildschen „Grenzlehre“ 1936 und insbesondere seit der Katastrophe 1945 stehen wir mit Dänemark wieder im Ringen um den schleswigschen Raum, wie 1864.

„Schleswig ist urdänisches Land, Bismarck hat es geraubt“, ist das in weiten Kreisen Dänemarks geglaubte Schlagwort. Wir haben uns bis 1920 nicht darum gekümmert und von da an uns erst darauf besonnen, daß es in diesem Ringen nicht um die Macht der Staaten geht, sondern um die werbende Kraft des Volkstums. Die Frage nach dem Urdänischen in Schleswig ist von deutschen und dänischen Wissenschaftlern schon auf ihre Grenzen zurückgewiesen worden. Die Simplifizierung der Geschichte von 1864 auf die Formulierung von gewissenloser Eroberungslust Bismarcks ist oft genug widerlegt worden. Kjeld Vinding schreibt: „Es war Dänemark selbst, das den Spektakel damit begann, daß es eine eingegangene Verpflichtung in einem Augenblick brach, wo man damit rechnete, daß es ungestraft geschehen könnte.“ Aber es handelt sich nicht um Recht und Unrecht, sondern um das Hin und Her von Kulturströmen in unserem Lande, die den Sinn der Menschen prägen, die in diesem Raum wohnen. Es gibt kaum noch Streit darüber, daß in dem Augenblick, wo die geschriebene Geschichte anfängt zu berichten, unser Land bis zum Danewerk dem Norden zugewandt war. Wie es gekommen ist, daß dann nach und nach man sich dem Süden mehr verbunden fühlte, ist die Frage, die wir heute an die Geschichte Schleswig-Holsteins stellen. Unbeeinflusst von politischen Neigungen oder gar Leidenschaften möchten wir dargestellt wissen, wie im Zuge der Zeit deutsche Art und deutsches Denken in den verschiedenen Bezirken sich durchsetzt, Positionen hält oder wieder verliert. Ich sage: im Zuge der Zeit, denn diese Auseinandersetzung ist nur *eine* Linie im ganzen Geschehen, aber sie in ihrer Abhängigkeit neben den anderen herauszustellen, erachte ich als eine der vornehmsten Aufgaben einer heimatlichen Geschichtsdarstellung von heute.

Die Bilder von Ehlers und Ahrens besinnen sich dann und wann darauf, aber lassen den Faden los, ohne ihn bewußt wieder aufzunehmen. Brandt und Simonsen machen Andeutungen. Wir meinen aber, daß die Einführung des Christentums durch Ansgar, die Organisierung der nordischen Kirche von Bremen aus, die Klöster, die deutschen Ritter, die Hanse, das deutsche Königshaus, die

Reformation und alle europäischen Kulturströme, die aus oder über Deutschland nach dem Norden flössen, in ihrer volksprägenden Bedeutung betrachtet werden müßten, um einen Eindruck von dem volklichen Wandlungsprozeß zu geben, der sich hier vollzogen hat. Dazu kämen die Redanierungsversuche Dänemarks, die mit Beginn des 19. Jahrhunderts als Auswirkung des erwachenden nationalen Selbstbewußtseins einsetzten und ihre Festigung durch Grundtvig und die Volkshochschule fanden.

„Jeder Historiker“, sagt Friedrich Meineke, „trägt in sein Geschichtsbild hinein seine eigensten Grundfragen und Grundlieben und knetet sich die Geschichte nach ihnen zurecht.“ Wir möchten, daß sich die Grundlieben unserer schleswig-holsteinischen Geschichtsschreiber der Begegnung des deutschen Volkstums mit dem Norden zuwenden.

Es ist sicher, daß eines Tages auch dieser Gesichtspunkt in seiner Aktualität überwunden sein wird. Aber noch steht er im Mittelpunkt der Auseinandersetzung. Morgen werden wir uns bemühen müssen um die Geschichte des Ausgleichs der Nationalitäten und dürfen heute Dinge, die in dieser Richtung liegen, auch in gegenwartsnaher Betrachtung nicht übergehen. Schleswig-Holsteins Geschichte ist für die Herausarbeitung einer zeitnahen und zukunftssträchtigen deutsch-dänischen Nationalitätenentwicklung ein ebenso dankbares Gebiet, wie die des Elsaß für die Begegnung zwischen Deutsch und Französisch.

Die Stimme der Dichter

In Zukunft werden die Grenzfriedenshefte Leseproben aus der deutschen und dänischen Literatur bringen. Es ist dabei vornehmlich an zeitgenössische Autoren, deren Gedanken typisch für die geistige Situation beider Länder sind, gedacht. Wenn wir heute ein Beispiel aus der dänischen Literatur des 18. Jahrhunderts und der deutschen des 19. Jahrhunderts bringen, dann deshalb, um am Anfang das ungebrochene Lebensgefühl abendländischer Prägung zu zeigen, wie es Jens Baggesen — zugleich ein sehr früher dänischer Impressionist — besitzt, und wie es in anderer Weise auch Hebbel trotz der unerhörten politischen Spannungen seiner Zeit besaß.

Jens Baggesen auf dem Hermannsberg im Teutoburger Wald
Aus „Labyrinthen eller Digtervandring“ 1789

Skyerne delte sig, de svandt imellem Bjærgene, og Solen brød frem i Alt bestraalende Glands, Fuglene sang gjadeligere i de lysere Lunde, Alting smilede —

det var rundt om os, som naar alle smaa Lidenskaber i Mandens Hjærte vige for den sejrende Menneskekjærlighed. Hvor er det muligt, raabte jeg, at sky, at spotte, at hade, at forfølge hinanden? Mennesker imod Mennesker? Nationer mod Nationer? Brødre mod Brødre? Venner imod Venner? Ubegribelige Spildagtighed mellem den samme Sols Straaler!

Tydske! Franske! Englændere! Hollændere! Danske, Norske og Svenske! Preussere! Polske! Ungarer! Italiener! Spaniere! Portugisere! ere I da ikke alle Mennesker? alle, som Mennesker, lige? — forskjellige Figurer — forskjellige Farver — forskjellige Toner! — Men sig mig, Du Geometer! hvilken Figur er Dig den nødvendigste, Kvadratens eller Cirkelens? — Sig mig, Du Maler! hvilken af Regnbuens Farver er Dig den kjæreste? — Sig mig, Du Musiker! hvilken af alle din Skalas Toner er Dig den uundværligste? Og dog kunne I beregne Figurernes, Farvernes. Tonernes Forhold og Indflydelse i endelige, begrænsede Sfærer — da derimod de forskjellige Folkeslag taber sig i Evighedens Cirkel. Hvilken Historiker har *maalt*, hvilken Filosof over Historien har dristet sig til at *afveje* de forskjellige Nationers Bidrag til samme store Hovedøjemedes Opnaaelse imod hinanden? Latterlige Foretagende! Til en bestemt Tid, i en eller anden af det uhyre Dramas Scener, lader det *mer* eller *mindre*, Skuespillerne bidrage til sammes momentane Gang, sig bestemme; men for at afgjøre deres Rollers Vigtighed i det hele, deres Indflydelse til Knudens Opløsning, enhvers større eller mindre Uundværlighed til samme — udfordres Kundskab om Katastrofen, maa man have set Stykket udspille til Enden. Hvo indestaar mig for, at hin eller denne Skuespiller, som forsvandt i nærværende Scene, ikke kommer frem igjen paa Skuepladsen i en følgende? Og om han og ikke mere kom til Syne, kan jeg midt i det mig ubekendte Stykke bedømme, hvor vidt hans korte Ærende bidrog mer eller mindre end hins vidtløftigere til det heles Virkning? Italien, Frankrig, England have hidindtil gjort mere Larm paa Historiens Skueplads end Tydskland, Spanien, Danmark — deres Spil i det mindste er bleven ulige mere beklappet — men hvo har lært hine meg Alvidenheds Maske pralende Tilskuere, at de sidstes Roller allerede ere udspillede?

Jens Baggesen auf dem Hermannsberg im Teutoburger Wald

Die Wolken teilten sich, sie entschwandten zwischen den Bergen, und die Sonne brach in einem alles vergoldenden Glanz hervor. Die Vögel sangen fröhlicher in den lichterem Hainen, alles lächelte — es war um uns, als wenn alle kleinen Leidenschaften im Herzen des Mannes vor der siegenden Menschenliebe zurückwichen. Wie ist es möglich, rief ich, zu verabscheuen, zu verspotten, zu hassen, einander zu verfolgen? Menschen gegen Menschen? Nationen gegen Nationen? Brüder gegen Brüder? Freunde gegen Freunde? Unbegreifliche Zersplitterung, zwischen den Strahlen derselben Sonne!

Deutsche, Franzosen, Engländer, Holländer, Dänen, Norweger und Schweden! Preußen, Polen, Ungarn, Italiener, Spanier, Portugiesen! Seid ihr denn nicht alle Menschen? Als

Menschen alle gleich? — Verschiedene Figuren — verschiedene Farben — verschiedene Töne! — Aber sage mir, du Geometer, welche Figur für dich die notwendigste ist, das Quadrat oder der Kreis? — Sage mir, du Maler, welche der Regenbogenfarben ist dir die liebste? — Sage mir, du Musiker, welche von allen Tönen deiner Skala ist dir die unentbehrlichste? Und doch könnt ihr das Verhältnis und den Einfluß in den endlichen, begrenzten Sphären der Figuren, Farben und Töne berechnen — während dagegen die verschiedenen Völker sich in den Kreis der Ewigkeit verlieren. Welcher Historiker hat *gemessen*, welcher Geschichtsphilosoph hat sich erdreistet, den Beitrag der verschiedenen Nationen zur Erreichung des gleichen großen Hauptzieles *abzuwägen*? Ein lächerliches Unternehmen! Zu einer bestimmten Zeit in der einen oder anderen Szene des ungeheuren Dramas läßt sich *mehr* oder *weniger* der Beitrag der Schauspieler zum Gang desselben bestimmen, aber um die Bedeutung ihrer Rollen im Ganzen, ihren Einfluß auf die Auflösung des Knotens, die größere oder kleinere Entbehrlichkeit eines jeden zu beurteilen — dazu gehört die Kenntnis der Katastrophe, man muß das Stück zu Ende gesehen haben. Wer sagt mir, daß dieser oder jener Schauspieler, der in dieser Szene entschwand, nicht in einer folgenden wieder im Spiel erscheint? Und wenn er auch nicht mehr erscheint, kann ich mitten in dem mir unbekanntem Stück beurteilen, wieweit sein kurzes Geschäft, mehr oder minder als das weitläufigere des anderen, zur Wirkung des Ganzen beitrug? Italien, Frankreich, England haben bisher mehr Lärm auf dem Schauplatz der Geschichte gemacht als Deutschland, Spanien und Dänemark — ihrem Spiel ist wenigstens ungleich mehr applaudiert worden — aber wer hat jene mit der Maske der Allwissenheit prahlenden Zuschauer gelehrt, daß die Rollen der Letzten schon ausgespielt sind?

Aus einer Rezension Hebbels 1857:

Ludwig Holberg. Sein Leben und seine Schriften. Nebst einer Auswahl seiner Komödien. Von Robert Prutz. Stuttgart und Augsburg. J. G. Cotta'scher Verlag. 1857.

Es wäre zu jeder Zeit ein Verdienst gewesen, den alten dänischen Dichter wieder im Gedächtnis der Deutschen aufzufrischen; in unserer Zeit ist dies Verdienst doppelt groß. Denn der Mensch beruht in seiner geistigen, wie in seiner leiblichen Existenz auf dem Antagonismus eines gesunden Stoffwechsels, und bei dem bitteren Ernst, der jetzt das Leben beherrscht und die ihm angeborene Freudigkeit des Daseins und Wirkens erstickt oder unterdrückt, muß ihm mehr, wie je zuvor, die Kunst, und die fröhliche Kunst, zu Hilfe kommen, wenn er nicht erstarren oder erliegen soll. Ich kann nun zwar nicht mit dem geschätzten neuen Bearbeiter in Ludwig Holberg einen der ersten komischen Genien aller Völker und aller Jahrhunderte erblicken, aber ich halte ihn allerdings für ein Talent, das mit Dänemark selbst in die Wette leben und, was die Dichtertaten betrifft, auf dem welthistorischen Epitaphium des ganzen Stammes vielleicht gar den goldenen Anfangsbuchstaben bilden wird. Die bunten Lampen, die einst auch bei uns alle Monat einmal den Hans Franzen oder den politischen Kannegießer beleuchteten,

sind viel zu früh ausgegangen, und wer Homers unauslöschliches Gelächter erschallen hören will, der zünde sie wieder an.

Prutz glaubt, sein Unternehmen werde auf Mißverständnisse und Vorurteile stoßen, und es gehöre Mut dazu, im gegenwärtigen Augenblick damit hervorzutreten. Ich glaube das nicht. Der Deutsche weiß, daß die Schönheitsgesetze sich nicht mit den politischen Konstellationen verändern, und daß der Patriotismus unter keinen Umständen darin bestehen kann, den Apoll von Belvedere häßlich, den Ariost langweilig und den Voltaire geistlos zu finden. Wenn Lessing die französischen Tragiker angriff, so tat er es nicht, weil die Franzosen während des Siebenjährigen Krieges ins Reich gefallen waren, sondern weil diese dramatischen Rhetoriker einer ganz konventionellen Bühne für moderne Griechen gelten wollten und sich den Lorbeer des Sophokles um die Allongenperücke gewickelt hatten. Und wenn der gebildete Teil der Nation zu ihm hinübertrat, so geschah es nicht, weil man sich der Kontributionen und Brandsteuern erinnerte, sondern weil sich das Recht auf seiner Seite befand. Wenn Holberg daher bei uns in seiner neuen Gestalt nicht mit einem so freudigen Willkommen begrüßt werden sollte, als ihm gebührt, so wird es aus ästhetischen und sozialen, sicher aber nicht aus schleswig-holsteinischen Gründen unterbleiben. Dafür möchte ich stehen. Ob der Däne dem Deutschen in diesem Punkt gleicht oder nicht, wage ich nicht zu entscheiden. Wenn man erwägt, daß Shakespeares Ansehen bei ihm durch den englischen Flottenraub und das Bombardement von Kopenhagen nicht sonderlich erschüttert worden zu sein scheint, so möchte man auch Schiller und Goethe ein günstiges Prognostikon stellen. Wenn man aber an die Phrasen seiner Redner denkt, an den „Deutschen Knecht“ und ähnliches, so könnte man für das skandinavische Schicksal unserer Heroen zu zittern anfangen. Jedenfalls darf es uns völlig gleichgültig sein, selbst wenn die freiwillige literarische Huldigung, die uns hier beschäftigt, jenseits des Belts zu einer Art von Vasallenakt umgedeutet würde. Der Wert der dänischen Literatur wird Europa einstweilen nur noch durch Deutschland garantiert, denn die Franzosen sind bloße Lecker, die überall einsprechen, um zu naschen. Die Garantie für den Wert der Deutschen hat Europa längst selbst übernommen, und wenn der Däne im Ernst auf den Einfall käme, sich gegen sie abzuschließen, so könnte er fast ebensogut auf die vier Elemente Verzicht leisten, um seine Selbständigkeit zu bewahren.

Nein, Prutz kann ohne Sorge sein; wir werden die Rose nie für eine übelriechende Blume erklären, weil sie im Garten des feindlichen Nachbarn gewachsen ist, und die Schlacht bei Idstedt wird Holberg bei uns nicht schaden. Ein anderes ist es, ob man nicht erschrocken vor ihm zurückfährt, wenn er sich in seiner derben Knochenhaftigkeit so plötzlich wieder unangemeldet unter den Molluskenchor der Tagskomödien mischt. Anfangs gewiß, denn der Übergang vom Dosenstück zum Fresko und von der kandierten Zweideutigkeit zum ehrlichen Zynismus ist zu groß,

als daß er durch einen Sprung gemacht werden könnte. Aber Kraft und Wahrheit werden schon durchdringen, und Prutz — kein Billiger wird ihm dies Zeugnis versagen —, hat alles getan, um den Sieg rasch herbeizuführen. Zunächst ist ihm die Übersetzung der Stücke, unter denen ich freilich den Erasmus Montanus ungern vermißte, in hohem Grade gelungen. Dann hat er ein Leben des Dichters hinzugefügt, das in Anlage und Ausführung nichts zu wünschen übrig läßt. Und eine Reihe von Monographien, in denen er teils die Geschichte der dänischen Literatur bis auf Holberg entwickelt, teils Holberg selbst einer eingehenden Würdigung unterzieht und der Wirkungen gedenkt, die er in früherer Zeit auf die deutsche Bühne gehabt hat, schließt sich ergänzend und erläuternd an. So bietet er zugleich dem Publikum Genuß, dem Historiker Belehrung und dem Ästhetiker reiche Anregung zum Nachdenken. Folgen wir ihm beistimmend und berichtend ins einzelne, soweit der Raum es gestattet, damit wir ein Gesamtbild gewinnen.

JENS BAGGESEN IN KIEL:

Die Lage dieser sehr artigen Stadt ist recht behaglich und die Gegend ist verzaubernd. Sage man was man will, Holstein liegt doch unzweifelhaft südlicher als Dänemark. Ich sehe keinen Grund dies zu leugnen — und zu verschweigen, daß das Frühjahr hier schon wirklich da ist.

Jens Nydahl 75 Jahre

Drei Pressestimmen und ein Brief

Flensburger Tageblatt

Am 27. Januar beging ein verdienter Sohn Schleswig-Holsteins, der Landesdirektor a. D. Jens Nydahl, seinen 75. Geburtstag. Der in seinem achten Lebensjahrzehnt stehende Schulmann darf auf ein bewegtes und erfolgreiches Leben zurückschauen. Jens Nydahl wuchs gemeinsam mit zehn Geschwistern als Kind eines kleinen Bauern in Kraulund bei Tingleff auf. In Apenrade besuchte er die Präparandenanstalt und später das Lehrerseminar in Tondern. Nachdem er dann schon Lehrer in Hojrup und in Altona gewesen war, ging er selbst noch einmal wieder in die Lehre: er studierte an den Universitäten Hamburg und Berlin Germanistik, Englisch und andere Fächer, bis der Weltkrieg seinem Studium ein Ende setzte. Im Jahre 1919 amtierte Jens Nydahl als Schulinspektor in der Reichshauptstadt, die ihm im Jahre 1926 das Amt des Stadtschulrats auftrug. Somit unterstand dem 43jährigen das gesamte städtische Schulwesen Berlins. Er hatte damals für seine verantwortungsvolle Arbeit einen Etat von 150 Millionen Mark zu verwalten. Die Jahre erfolgreichen Wirkens im Dienste der Berliner Schulen waren 1933 jedoch plötzlich zu Ende. Zwölf lange Jahre verdiente sich der erfahrene Pädagoge seinen Lebensunterhalt als Handelsvertreter

und bewährte sich auch in diesem Beruf. Das Ende des zweiten Weltkrieges und den Zusammenbruch des Dritten Reiches erlebte Jens Nydahl in den Trümmern der Reichshauptstadt. Wieder rief man ihn zur Erfüllung öffentlicher Aufgaben, und der gebürtige Nordschleswiger folgte dem Ruf. Bereits 1945 wählten ihn Vertreter aller Parteien zum Bezirks-Bürgermeister von Berlin-Tempelhof.

Zwei Jahre später, im Jahre 1947, kehrte Jens Nydahl in seine Heimat zurück. Die Schleswig-Holsteinische Landesregierung berief ihn als Landesdirektor in das Kultusministerium. Seine Aufgabe war es, das Schulwesen und die Lehrerfortbildung im Lande neu zu ordnen. Durch diese Arbeit, die den geachteten Schulmann im ganzen Lande bekannt machte, kam Jens Nydahl auch unmittelbar mit den Problemen des deutschen Grenzlandes im Norden in Berührung. Kein anderer als er, der gebürtige Nordschleswiger, erschien geeignet, in der deutschen Grenzarbeit eine entscheidende Position einzunehmen. Im Oktober 1948 wurde er zum Landesbeauftragten für den Landesteil Schleswig ernannt. Bis zum Juni 1951 hat Jens Nydahl diese nicht immer ganz leichte Aufgabe erfüllt. In einer kritischen Zeit hat er durch selbstlose

Arbeit seinem Heimatlande gedient. Er gewann während dieser Jahre im Gebiet des ehemaligen Herzogtums Schleswig viele Freunde und war beliebt und anerkannt. Als er aus seinem Amte ausschied, das gleichzeitig aufgehoben wurde, blieb er indessen der deutschen Arbeit im Grenzland Schleswig treu. Ob als Vorsitzender des Bundes für deutsche Friedensarbeit im Grenzland, als Mitglied des deutschen Grenzausschusses oder später als Vorstandsmitglied des Grenzpolitischen Rates, stets hat er der deutschen Sache gedient und durch sein warmes Herz und sein gütiges Wesen ausgleichend gewirkt. Viele Schleswig-Holsteiner werden ihm an seinem Ehrentage gratulieren und Dank sagen für seine selbstlose Arbeit im Dienste der Heimat.

Schleswig-Holsteinische Volkszeitung
Landesdirektor a. D. Jens Nydahl feierte seinen 75. Geburtstag. Er steht mitten im politischen Leben, nämlich in einer umfassenden Arbeit für seine schleswigsche Heimat. Eine Würdigung seiner Persönlichkeit bedeutet deshalb gleichzeitig Auseinandersetzung mit den aktuellen Fragen des schleswigschen Grenzlandes und seiner Bewohner. Die aktuellen Fragen sind, kurz Umrissen, die der wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Fundierung des schleswigschen Grenzlandes, seiner inneren Befriedung, der Auseinandersetzung mit dem

Dänentum in diesem Gebiet und der Verbindung zur deutschen Minderheit in Nordschleswig.

Für Jens Nydahl sind diese Fragen zum zentralen Arbeitsgebiet geworden, nachdem der damalige Ministerpräsident Hermann Lüdemann ihn im Oktober 1948 zum Landesbeauftragten für den Landesteil Schleswig ernannte. Erst später ist in vollem Umfange klar geworden, wie klug die Einrichtung dieser Stelle eines nur dem Kabinett verantwortlichen Landesbeauftragten war und daß man sie in Jens Nydahl mit einer Persönlichkeit besetzt hatte, die alle Voraussetzungen für ein solches Amt mitbrachte. Nydahl ist, alles in allem, eine Persönlichkeit, die Vertrauen bei jedermann erweckt. Als gebürtiger Sechleswiger kennt er Land und Leute und weiß aus den gleichen Lebens- und Denkgrundlagen den richtigen Ton zu finden. Als Schulfachmann erkannte er in vollem Umfang die große Bedeutung des Schulwesens für das Grenzland. Als früherem Schulverwaltungs- und Gemeindeverwaltungsfachmann in Berlin sind ihm Verwaltungsangelegenheiten so vertraut, daß er auch auf diesem Gebiet das Nützlichste für die Interessen einer Festigung und Befriedung des Grenzlandes herauszuholen verstand. Als alter Sozialdemokrat schließlich war und ist er zutiefst von der entscheidenden Bedeutung der wirtschaftlichen und sozialen Fundierung des Grenzlandes

überzeugt, ebenso wie von der Notwendigkeit und Möglichkeit einer echten Befriedung seiner Heimat. Hier begegnen sich in Nydahl der moderne politische Humanismus des Sozialdemokraten mit der Tradition des geborenen Schleswigers, der ein zusammengehöriges Volkstum diesseits und jenseits der staatlichen — und staatspolitisch unumgänglichen — Grenze sieht. Angesichts dieser Situation ist für den Schleswiger, so, wie er zwischen Südjütland und Holstein ansässig ist, ein stabiles, gutnachbarliches Verhältnis zwischen Deutschland und Dänemark geradezu Lebenselement.

Wir dürfen Jens Nydahl keineswegs in einem Atem nennen mit den sogenannten Heimattümlern, die in einer Art geistiger und politischer Inzucht alle Dinge ausschließlich auf die Lokalinteressen ihrer engeren Heimat beziehen. Einer solchen Gefahr ist Jens Nydahl nie erlegen. Die Enge der Heimat ist für ihn keine Tugend, er hat vielmehr die Tugend der Überwindung dieser Enge geübt.

Nydahl hat die ihm gestellten Aufgaben damals wie heute aus der Fülle seiner ganzen Persönlichkeit gemeistert, nicht aus einem speziell entwickelten Intellekt oder gar einem nur gedächtnismäßig erworbenen Fachwissen. In der heutigen Zeit des Spezialistentums, das sich auch im Gebiet des Geistes- und des Verwaltungslebens in den Vordergrund drängt beweist die in sich geschlossene, auch menschlich

ausgereifte Persönlichkeit, wo sie in Erscheinung tritt, doch ihre entscheidende Rolle.

Nydahl hat dies Amt Ende Juni 1951 niedergelegt, als man ihm die Grundlage für seine Tätigkeit, insbesondere die selbständige, nur dem Ministerpräsidenten gegenüber verantwortliche Funktion, entzog. Die Vorgänger Dr. Bartrams und Lübkes, nämlich Hermann Lüdemann und Bruno Diekmann, haben gewußt, wie man eine Basis zur Befriedung des Grenzlandes schaffen konnte, soweit sie überhaupt von dem Wirken einer einzelnen Persönlichkeit geschaffen werden konnte!

Nydahls Tätigkeit für seine schleswigschen Landsleute und für den Grenzfrieden hat aber mit der Abgabe des Amtes jedoch nicht ihre Beendigung gefunden, genau so wenig, wie sie erst mit der Übernahme des Amtes begann. Denn Nydahl suchte seine nordschleswigschen Landsleute nach 1946 bereits zu einem Zeitpunkt auf, als die deutschen Nordschleswiger noch vereinsamt und verlassen waren. Nydahl setzte 1951 seine Tätigkeit unmittelbar an anderer Stelle fort, insbesondere im Rahmen des Grenzfriedensbundes, dessen Vorsitzender er schon damals war und heute noch ist.

Südschleswigsche Heimatzeitung

Jens Nydahl feierte seinen 75. Geburtstag. Er ist deutscher Nordschleswiger aus dem Kirchspiel Tinglev, wurde als Lehrer ausgebildet

und von deutscher Kultur geprägt. Vor 1933 war er Schulrat in Berlin und Mitglied des Magistrats der damaligen Reichshauptstadt. Während der Nazidiktatur mußte er zurücktreten und sich als Handelsvertreter durchschlagen.

Nach 1945 wurde er als Landesdirektor nach Kiel berufen und 1948 zum Landesbeauftragten für den Landesteil Schleswig ernannt. In dieser Eigenschaft machte er sich u. a. um die Errichtung des Museums im Schloß Gottorp verdient.

Im Jahre 1949 leitete er die Verhandlungen mit den Vertretern des „Südschleswigschen Vereins“ (SSF) über die „Kieler Erklärung“, die am 26. September vom Landtag einstimmig (bei zwei Stimmenthaltungen) angenommen wurde. Während der Verhandlungen und bei späteren Angelegenheiten zeigte sich Jens Nydahl als genauer Kenner des Grenzlandes. Es ergibt sich von selbst, daß er sich stets bemüht hat, die deutsche Minderheit in Nordschleswig zu unterstützen.

Landesdirektor Jens Nydahl ist Vorsitzender des „Deutschen Grenzfriedensbundes“ und gehört als Grenzpolitiker dem gemäßigten Flügel an. Seit jeher demokratisch eingestellt interessiert er sich für den europäischen Gedanken. Sowohl in deutschen als auch in dänischen Kreisen kann er sich persönlicher Achtung erfreuen.

Tage Jessen

Und ein Brief...

Sehr geehrter
Herr Landesdirektor Nydahl!

Zu Ihrem 75. Geburtstag meinen herzlichsten Glückwunsch! Wir sind einander ja oft begegnet bei unserem Einsatz fürs deutsche Volk, und immer habe ich mich gefreut an Ihrer rührigen, sachlichen und überlegenen Art, die Dinge anzufassen. Unter den Spitzenfiguren der deutschen Sozialdemokratie, die ich persönlich kennenzulernen die Freude hatte, stehen Sie in einer Reihe mit Braun, Severing und dem preußischen Staatsminister Bauer. An den Genannten und manchen anderen habe ich gelernt, die deutsche Sozialdemokratie nicht nur als Vertreterin der Arbeiterinteressen, sondern auch als Vertreterin der Belange unseres deutschen Gesamtvolkes zu respektieren. Daß man das heute sagen kann, ist für mich der hellste Punkt in der Geschichte der Innenpolitik unseres Volkes in den letzten 150 Jahren. Daß Sie Ihren erheblichen Anteil an dieser heilvollen Entwicklung haben, dazu beglückwünsche ich Sie und wünsche weiter, daß Sie bei Ihrer Rüstigkeit noch lange in dieser Linie tätig sein können.

Ihr sehr ergebener
J. Schmidt-Wodder

Aus Friedrich Ernst Peters
„Zwischen Kaiser-Wilhelm-Kanal und Eider“

Nun betret' ich die Fähre, und neben dem schmauchenden Führer
über den vorderen Schlagbaum gelehnt des ruhenden Prahms,
schauen wir beide gelassen dem nahenden Dampfer entgegen.
Sieh, eine landfremde Fahne flattert am Heck ihm im Wind!
Kurz und in plattdeutschen Lauten Namen und Herkunft und Ladung
sachverständlich bezeichnend, so sehn wir träumend ihm nach.
Eilfertig liefen die Menschen des Fremdlings entlang an der Reeling,
waren uns nachbarlich nah und bleiben dennoch uns fern,
Menschen, die Arbeit und Feier in anderer Sprache bereden,
die bei der Freiwach an Deck oder im Dämmer der Back
malenden Wortes die Bilder der anderen Heimat beschwören,
die sich hinträumend am Lied der andern Heimat erfreun,
die eines anderen Landes Hoffnungen, Nöte und Sorgen
heißen Auges erwägen mit ihrem männlichen Wort.

Die industrielle Erschließung Schleswig-Holsteins

Es ist nicht uninteressant, die seit 1920 von Dänemark durchgeführten und vorgesehenen Planungen zur wirtschaftlichen Hebung Nordschleswigs mit den Anstrengungen zu vergleichen, die man für das Land Schleswig-Holstein in gleicher Richtung gemacht hat. Regierungsdirektor Seehusen, der in unserem Grenzfriedensheft 1956/3 bereits über die Versuche zur Hebung der Industrie im Landesteil Schleswig uns einen wertvollen Aufsatz lieferte, gibt in der zweiten Dezemberrnummer des Informationsdienstes des Landes Schleswig-Holstein einen Einblick in den Entwicklungsstand seit 1945. Aus der beigegebenen Karte springt selbstverständlich sofort in die Augen, daß der Landesteil Schleswig hinter Holstein weit zurücksteht. Das Dreieck Hamburg, Lübeck, Kiel und die Kreise Pinneberg, Stormarn und Lauenburg liegen weit vor. Eiderstedt, Husum, Flensburg-Land und Eckernförde haben nur je ein Industrieunternehmen mit mehr als 100 Beschäftigten aufzuweisen, Südtondern zwei. Auch die Stadt Flensburg steht hinter Neumünster, Kiel und Lübeck weit zurück.

Etwas anders sieht die Sache freilich aus, wenn man das, was vor 1945 da war, mit dem vergleicht, was nachdem geschehen ist. In den vorgenannten Kreisen des Landesteils Schleswig bestand bis 1945 kein einziger Betrieb mit mehr als 100 Beschäftigten. Sie sind alle erst nach dem Kriege entstanden.

Nach dem Stande vom 30.9.1956 entfielen im übrigen von 291 Betrieben mit über 100 Beschäftigten 47 auf den Landesteil Schleswig und 244 auf Holstein. Von denen, die bereits vor 1945 bestanden, hat man jeden zweiten unter Mitwirkung öffentlicher Stellen erweitert, in Holstein nur jeden dritten, ein Zeichen, daß man die schwierige Lage des Landesteils Schleswig nicht vergessen will. Da aber natürliche Voraussetzungen für die Entstehung größerer Unternehmungen durchweg fehlen, wird man hier wie in Nordschleswig auf zufällig vorhandene persönliche Initiativen und Energien angewiesen sein.

Es ist nicht von der Hand zu weisen, daß in dem Gebiet zwischen der Eider und der Königsau sich ein wirtschaftliches Senkungsgebiet befindet, das sowohl von der einen wie von der anderen Seite auf Hilfsmaßnahmen wartet.

Südprogramme in Nordschleswig

Es besteht in Dänemark eine Beratungsstelle für Städteplanungen in Jütland mit

dem Sitz in Aarhus und eine für Wirtschaftsplanungen in Nordschleswig mit dem Sitz in Apenrade. Die beiden Institutionen haben in Gemeinschaft ein außerordentlich interessantes Heft über Planungen in Nordschleswig herausgegeben. Auf 46 Großoktavseiten werden von zehn Sachbearbeitern die verschiedensten Probleme untersucht, die auf wirtschaftlichem Gebiet für Nordschleswig noch zu lösen sind. Eine einführende Übersicht gibt Professor Troels Fink, der, in Apenrade geboren, seit Jahren an der Universität Aarhus insbesondere die Geschichte der deutsch-dänischen Beziehungen vertritt.

„Als Nordschleswig im Jahre 1920 mit Dänemark wiedervereinigt wurde, war es ein vernachlässigter und ausgesogener Landesteil. Eine große, umfassende Wiedergeburt- und Hebungarbeit war unumgängliche Notwendigkeit.“ So beginnt er und führt aus, daß man zumeist ohne übersichtliche Planung ans Werk ging und von lokalen Interessen aus ohne Zusammenhang die Sache angriff. Nur in der Elektrifizierung und im Verkehrswesen ging man von den Gesamtnotwendigkeiten des Landesteils aus und mit dem Erfolg, daß auf diesen Gebieten Nordschleswig dem alten Land ein Stück voraus ist. Nur etwa ein Prozent der Bevölkerung hat heute noch kein elektrisches Licht, und im Großverkehr ist ziemlich alles geschehen, was heute notwendig ist. Man hatte zunächst an einen großzügigen Ausbau des Eisenbahnnetzes gedacht. Aber alle vorgelegten Pläne in dieser Richtung wurden früh genug beiseite gelegt, und man ließ im Gegenteil die verschiedenen Kreisbahnen eingehen und baute Straßen, die den steigenden Kraftverkehr aufnehmen konnten und heute in ihrer Anlage jedem auffallen, der vom Süden kommt. Aus den anderen Aufsätzen des Heftes ersieht man aber, daß der planmäßige Ausbau der Gemeinde- und Wirtschaftswege weithin noch bevorsteht und ins Auge gefaßt ist und in Zusammenhang mit einer planmäßigen Flurbereinigung durchgeführt werden soll. Man erfährt, daß man gleich nach 1920 an die Aufteilung und Besiedlung der 36 preußischen Domänen herangegangen ist, auch die großen Güter auf Alsen aufkaufte und für eine nicht genannte Zahl von Häuslern und Siedlern Platz schuf. Die Wirtschaftsweise in Dänemark zwang viele Landbesitzer, die weiter vom Hof abliegenden Parzellen zu verkaufen und so der Siedlungsgesellschaft weitere Möglichkeiten zu geben. Zusammenhängende Unlandflächen wurden urbar gemacht, und bei Lügumkloster hat man ein ganz neues Dorf, Bjerndrup, von 34 Landstellen mit 700 bis 800 ha geschaffen. Im Jahre 1929 wohnten auf dem Gebiet des Dorfes 20 Menschen, 1940: 129. Damals fanden sich dort 20 Milchkühe, 1940 waren es 200 und die Produktion an Schlachtschweinen stieg von 16 auf 476 im Jahre 1940. Auch in anderen Teilen des Kreises Tondern hat man durch Bodenverbesserungsarbeiten aus Wiesen- und Sumpfland weite Pfluglandstrecken gewonnen und plant, durch eine große Flurbereinigung Nordschleswigs Landwirtschaft auf den Stand des alten Landes zu bringen.

Darüber hinaus ist die Eindeichung der vorhandenen Marschvorländereien geplant. Trotz der entwickelten Regsamkeit und des bewiesenen Weitblicks hat man den Eindruck, daß man das Tempo des „Programms Nord“ noch nicht erreicht.

Bemerkenswert ist aber, daß man insbesondere auch die industrielle Aufschließung nicht vergessen will. Die Durchführung von Plänen ist da mehr auf vorhandene Persönlichkeiten angewiesen, und es ist Glückssache, wenn sie vorhanden sind. Auf Alsen haben sich aus kleinsten Anfängen die Danfosswerke entwickelt, die heute annähernd 3000 Arbeiter beschäftigen und eine ganze Reihe neuer Probleme um die Wohnungsfrage und um den Ersatz der dahin abwandernden Landarbeiter aufwerfen. In Sonderburg ist auch, fast von niemandem bemerkt, die größte Selbstbinderfabrik der Welt entstanden. In Boilersleben auf dem Mittelrücken baute man eine Manganfabrik, die das der Landwirtschaft so unerwünschte Raseneisenerz, das weite Strecken Nordschleswigs unfruchtbar macht, verarbeitet und der Gesamtheit nutzbar macht. Im übrigen bemüht man sich vor allen Dingen darum, die Südwestecke von Tondern zu industrialisieren, freilich bisher ohne sonderlichen Erfolg. Selbstverständlich ist die Bevölkerung infolge dieser Entwicklung gestiegen. Sie wuchs von 163 000 im Jahre 1929 auf 210 000 im Jahre 1954 und wird weiter wachsen. Trotzdem ist Nordschleswig in dem Bevölkerungszuwachs reichlich 6 Prozent gegenüber dem alten Lande zurückgeblieben. Es hat seinen Geburtenüberschuß bisher nicht unterbringen können, und etwa 11 000 haben nach der Eingliederung 1920 abwandern müssen.

Die zehn Aufsätze des Heftes geben umfassend Aufschluß über die vorliegenden Pläne und werden ergänzt durch ein zweites Heft, in dem über das, was zwischen 1920 und 1950 geschaffen wurde, ausführlich berichtet wird. Ein drittes wird wohl folgen und Aufschluß geben über Planungen, die man zur wirtschaftlichen Erschließung Westjütlands verfolgen will.

Wir werden voraussichtlich in einem Sonderheft auf diese Dinge und ihre Auswirkungen auf unsere Volksgruppe in Nordschleswig demnächst näher eingehen können.

FRIEDRICH ERNST PETERS „FLENSBURGER TAGE 1954“:

Am Himmel über Europa hat die Zeit dunkle Wolken zu bedrohlichen Gebilden zusammengetrieben. Aber die Zeit gewährt zugleich die Möglichkeit, in einer kühnen Zusammenraffung der Kräfte die Wolkendecke zu durchstoßen, sie unter sich zu lassen und hineinzugelangen in den blauen Raum einer Humanität, der

Geist Europas ist.

Um die Rechte der Minderheiten und Volksgruppen

Die Föderalistische Union Europäischer Volksgruppen, die im vergangenen Jahre in Westerland tagte und in diesem Jahre in Bozen zusammenzukommen beabsichtigte, hat vom italienischen Staat die Mitteilung erhalten, daß eine Zusammenkunft auf italienischem Boden unerwünscht sei. Sie wird nun in der Bretagne ihre Versammlung abhalten.

Die Föderation bemüht sich vergebens, einen Europäischen Menschenrechts-Gerichtshof zustande zu bringen, bei dem der einzelne sowohl wie die Volksgruppen ihre Klagen über Entrechtung in nationalen Fragen vorbringen können. Dabei erfährt man, daß Frankreich die Europäische Konvention zum Schutze der Menschenrechte vom 4. November 1950 noch gar nicht anerkannt hat und daß nur Dänemark, Irland, Belgien und die Deutsche Bundesrepublik sich für die Einrichtung eines Menschenrechts-Gerichtshofs erklärt haben. Es ist anscheinend noch ein weiter Weg bis zur europäischen Einigung über die Rechte der Minderheiten.

*

Südtirols Autonomie

Am peinlichsten ist immer noch die Stellung Südtirols, das immer noch über die Verfälschung der ihm im Pariser Vertrag gewährten Autonomie klagt. „Wir fordern nichts, was nicht Österreich bis 1918 schon den Italienern im Trentino gewährte: freien Gebrauch der Sprache in Schule, Recht und Verwaltung und Wirtschafts-, Arbeits- und Siedlungskontrolle. Wir fordern nichts, als was auch den Italienern im Ticino von der Schweiz zur Erhaltung ihres ethnischen Bestandes gewährt wird“, schreiben sie. Aber es ist schwer, sich in nationalen Dingen in die Lage des anderen zu versetzen. In diesen Tagen haben die Südtiroler Abgeordneten im italienischen Abgeordnetenhaus einen Antrag auf Änderung der Verfassung und des Sonderstatuts für Südtirol eingereicht. Der Antrag geht darauf hinaus, Südtirol vom Trentino zu trennen und ihm die langersehnte Eigenautonomie zu sichern.

*

Aus Belgien

Wir machten schon in früheren Heften darauf aufmerksam, daß die deutsche Gruppe in Eupen-Malmedy sich neuerdings sehr zu regen beginnt. Man hat sich veranlaßt gesehen, einen „Verein zur Wahrung der deutschen Sprache“ zu

gründen.

Die Eupen-Malmedy-St. Vither Tageszeitung widmet in jeder Nummer eine Seite der Sprache und dem Volkstum. In einer Aufsatzreihe jüngster Zeit bringt sie die vielbeachteten Ausführungen des Präsidenten des Oberverwaltungsgerichtes in Rheinland-Pfalz, Professor Süsterhenn, zum Abdruck. Sie sind zuerst im „Rheinischen Merkur“ erschienen. Wir zitieren daraus: „Die nationalen Minderheiten, die in einem mehrheitlich fremdnationalen Staat leben, sind zum Gehorsam gegen das Gesetz und zur politischen Loyalität gegenüber ihrem Staat verpflichtet. Sie können sich nicht unter Berufung auf das Selbstbestimmungsrecht der Völker gewaltsam aus ihrem Staatsverband herauslösen, da das Selbstbestimmungsrecht kein absolutes Recht darstellt, sondern durch die Erfordernisse des Völkergemeinwohls, insbesondere durch das Prinzip der Vertragstreue begrenzt wird. Ein permanenter, auf die Veränderung von Staatsgrenzen abzielender, nach den Erfahrungen der europäischen Geschichte in Stoß und Gegenstoß verlaufender, von nationalistischen Gefühlen aufgepeitschter Revisionismus bedeutet eine ernste Bedrohung des Völkerfriedens. Die Entstehung und Ausbreitung eines solchen nationalistischen Revisionismus kann aber nur verhindert werden, wenn den nationalen Minderheiten ein völkerrechtlicher Status gewährleistet wird, der ihren berechtigten Interessen entspricht, insbesondere jedem einzelnen Angehörigen der Minderheit ebenso wie der Völkergruppe als solcher die freie Entfaltung der nationalen Eigenart ermöglicht.“ Das sind die Grundsätze, die wir von Anfang an in unseren Grenzfriedensheften vertreten haben, die auch die Voraussetzungen darstellen für die Erklärungen von Kiel, Bonn und Kopenhagen und sich im kommenden Europa durchsetzen werden.

*

Volkshochschule in Dänemark

Professor Nyboe Andersen beschäftigte sich nach „Flensburg Avis“ in einem Rundfunkvortrag mit der Lage der Volkshochschule in Dänemark, von deren Krisenlage immer wieder geschrieben und gesprochen wird. Bisher ist ein Rückgang weder in der Zahl der Schulen noch in ihrer Belegung festzustellen. Richtig ist, daß der Nachwuchs nicht mehr in so starkem Maße vom Lande kommt wie einst. Dafür aber ist der Andrang aus anderen Bevölkerungsschichten um so stärker. Die Volkshochschule ist im Begriff, den Teil der Jugend an sich zu ziehen, der ihr bisher weithin ferngeblieben war, d. h. die Arbeiterschaft der Städte. Professor Andersen rechnet damit, daß die vorhandenen Volkshochschulen den Zustrom der nächsten Jahre nicht werden aufnehmen können.

Die dänische Volkshochschule in Jarplund soll im Sommer durch einen festen Flügel erweitert werden. Sie ist immer noch in einer Baracke untergebracht.

*

Det danske Selskab

„Die dänische Gesellschaft“ (Det danske Selskab), eine halboffizielle europäische Brückeneinrichtung der dänischen Regierung, veranstaltet an verschiedenen Volkshochschulen auch in diesem Sommer wieder eine Reihe internationaler Begegnungen, darunter vier zwischen Engländern und Dänen, eine dänisch-holländische, eine dänisch-belgische, zwei dänisch-französische, drei dänisch-schweizerische und ein allgemein europäisches Jugendtreffen. *Deutsch-dänische Begegnungen sind nicht vorgesehen.*

*

Deutscher Klub in Kopenhagen

In Kopenhagen besteht ein Deutscher Klub, der von dem durch seinen „Kurier der Heimat“ und seine „Disteln am Wege“ bekanntgewordenen Ernst Siegfried Hansen geleitet wird und sich außerordentlich rührig zeigt. An jedem Abend der Woche mit Ausnahme des Montags treffen sich die Angehörigen der deutschen Niederlassung in ihren Klubräumen in der Rørholmegade und bieten ein reichhaltiges Gesellschafts- und Bildungsprogramm.

Aus ihrem Mitteilungsblatt ersehen wir, daß in der deutschen St.-Petri-Schule für Deutschinteressierte auch eine Abendhochschule eingerichtet wurde, die in kulturelle, wirtschaftliche, ästhetische und landschaftliche Fragen des heutigen Deutschland einführen will.

*

In Pattburg

hat der deutsche Jugendbund den Gemeinderat um Genehmigung zur Benutzung der Trainingsbahnen des Stadions gebeten. Der Antrag wurde bewilligt. Der Vorstand des deutschen Jugendbundes soll sich mit dem Vorstand des dänischen in Verbindung setzen. Falls über die Benutzungszeiten keine Einigung erzielt wird, soll der Gemeinderat entscheiden.

MITTEILUNGEN

Die Mitgliederversammlung 1958

findet statt am Sonnabend, 31. Mai, in Husum, Thomas' Hotel. Beginn 10 Uhr.

Tagesordnung:

1. Begrüßung durch den 1. Vorsitzenden
2. Jahresbericht des geschäftsführenden Vorsitzenden
3. Kassenbericht
4. Vortrag von Oberregierungsrat Axel Henningsen:
„Der Alltag im Grenzland“
5. Mittagessen (bitte anmelden)
6. Freie Aussprache

Anträge zur Tagesordnung sind bis zum 15. Mai bei der Geschäftsstelle einzureichen.

*

Unsere Jahrestagung

In der Woche vom 7. bis 11. Juli veranstalten wir eine Tagung in der Grenzakademie Sankelmark. Hauptthema: Die soziale Struktur der Minderheiten im schleswigschen Raum. Die Teilnahme steht allen Mitgliedern und Freunden des Grenzfriedensbundes offen.

*

Die Mitgliedsbeiträge

in Höhe von 3,- DM und mehr sind für 1957 noch nicht alle eingegangen. Wir bitten um baldmögliche Regelung.

*

Fehlende Grenzfriedenshefte

Die nachstehend genannten Grenzfriedenshefte sind vergriffen und werden von verschiedenen Seiten angefordert: 1953, Heft 1, 2 und 3; 1954, Heft 1, 2 und 4; 1955, Heft 1 und 3; 1956, Heft 1, 1957, Heft 1. Bei Einsendung vergüten wir das Porto und 50 Pf. für das Heft.

SCHULRAT GRÖNDAHL †

Aus der Katastrophe des Dritten Reiches lagerten sich schwere, dunkle Wolken über seinen Lebensabend. Hinzu kam zunehmende Erkrankung, die ihn je länger, je mehr am Gehen hinderte. Aber er blieb jung. Das meinen wir in einem bestimmten Sinne. Für die meisten von uns kommt es mit dem Alter so, daß wir

mit der Gegenwart nicht mehr zurecht kommen, uns an ihr wundreiben und uns durch Rückschau in die Vergangenheit über sie hinwegtäuschen. Eben das hat Gröndahls Lebensabend nicht gekennzeichnet.

Zwei Ereignisse haben ihn in diesen Zeitläuften beglückt: Zu seinem 80. Geburtstag wurde er mit der hohen und selten verliehenen Ehrung der Uwe-Jens-Lornsen-Kette geehrt, und das war wahrlich wohlverdient. Und das zweite war die Freude des Schulmannes, daß zwei seiner Enkel Volksschullehrer wurden und einen Auftrag in Nordschleswig bekamen.

Schulmeister war er mit Leib und Seele. Jung an Jahren, wurde er in die Lehrerbildung als Seminarlehrer nach Tondern berufen. Von dort kam er als Präparandenvorsteher erst nach Kappeln und dann nach Apenrade. Und von 1910 an ist er über zwanzig Jahre Schulrat des Landkreises Flensburg gewesen.

Daß die Katastrophe von 1945 an die Schule und an das Erziehungswesen unerhörte neue Ansprüche stellte, darüber nachzudenken überließ er nicht den Jüngeren. Gröndahl wich nicht vor der Selbstprüfung seines eigenen Lebenseinsatzes zurück, sondern würgte an der Frage, ob die Schule als Erziehungsschule – und dafür hatte er doch seine ganze Kraft nach 1920 eingesetzt – so brüchige Schwächen gehabt haben könne, daß die Abwehrkräfte gegen den Irrwahn in so breiten Schichten unserer Heimat so erschreckend schwach waren. Es kann wohl kein deutlicheres Zeichen für seine ungebrochene geistige Wachsamkeit geben.

Eine Zeitlang beschäftigte er sich mit den Analysen dieses Zeitgeschehens, und diese boten sich ja in überreichlichem Maße an. Aber es erging ihm dabei wie so vielen von uns, daß Analysen uns völlig im Stich lassen in der Frage, was wir nun tun sollen, wo zur Eindämmung, der Überwindung und der Heilung der Auflösung jeglicher Ordnung, die sich selbst trägt, für den Erzieher der Standort und die Vollmacht sei.

Gröndahl war voll Begeisterung für die neuen Wege, die sich der Schule als Erziehungsschule erschlossen. Aber er wurde still und nachdenklich wo ihm kritikloser Enthusiasmus begegnete und über die alte Schule allzu flott und überheblich hinweggesehen wurde. Er war sich dessen bewußt, daß „die neue Zeit“ Ansprüche an die Zurüstung des Lehrers stellte und daß dabei Spannungen zwischen den Alten und den Jungen unvermeidlich und gesund und zukunftssträchtig sein würden, wenn sie in rechter Weise ausgetragen würden. Wie er sich gerade darum bemüht hat, darüber werden Berufenerer zur Würdigung seines Verdienstes Wesentliches zu sagen haben.

Diese verhaltene Art, den Übergang der Generationen ernst zu nehmen, war vielleicht das Tiefste, das ihn bewegt hat. Je älter er wurde, desto wärmer konnte er sich darüber verbreiten, daß die alte Generation vor seiner Zeit in ihrer menschlichen Geprägtheit Voraussetzungen in die Ausbildung und den

Lehrerberuf mitbrachten, die eben da waren, und wenn sie nicht da waren, doch wohl schwerlich durch Schulung und Erziehung angeeignet werden konnten. Dabei dachte er an die dörflich bäuerliche Art des Bluterbes, die heimatische Geborgenheit und das unproblematische christliche Erbe. Von daher hatte sie die große Autorität in ihrem Dorfe, von daher die sichere Freiheit ihres Selbstbewußtseins, von daher jene Tüchtigkeit als Familienväter, bei dem unvorstellbar kümmerlichen Gehalt ihrem Volke tüchtige Söhne und Töchter für führende Lebensaufgaben in allen möglichen Berufen heranzuziehen

Gröndahl sorgte sich darum, daß der Boden für diese Werte in unserem Volke von Versteppung bedroht war. Er sah deutlich: eines ist es, ein solches Erbe mitzubringen, ein anderes, seine Werte durch Bildung und Schulung zu wecken. Hier ist die Frage gestellt, die Gröndahl keine Ruhe ließ.

Wir haben ihn in Erinnerung, wie er auf einem Dorfabend oder vor Jugendlichen so über einen Dichter sprechen konnte, daß es unvergeßlich blieb. Die Dichtung war sein eigenstes Gebiet. Bei der geistigen Beweglichkeit seines Alters ist es darum nicht überraschend, daß er sich in der Welt der Dichtung nach 1945 gründlich umsah. Und von der Dichtung her konnte er wieder fröhlich werden. Er machte eine große Entdeckung. „Wir waren doch – das meine ich – wirklich religiös, aber jetzt kommt eine deutsche Dichtung zu uns, die das Religiöse, wie wir es uns dachten, völlig auf den Kopf stellt. Wir versuchten Gott in unsere menschliche Seinsordnung einzuordnen, und er war dabei dann doch nur Gott, soweit er sich einordnen ließ. Jetzt kommen Dichter, weltliche Dichter, die darstellen, wie Gott über die Menschen kommt, die alles gestaltende Macht ihres Lebens wird und sie nicht von Gott loskommen, dafür aber die Freiheit gewinnen, für die er sie einen hohen Preis zahlen läßt.“ Das ist das eine, das ihm in der Stille seines Daseins, zu der ihn seine Krankheit zwang, tief bewegte.

Das andere war die Beobachtung, die er ringsum machte, daß in den Menschen sich ein Verlangen offenbarte nach einem Bezug aufeinander, wie er in den vorangehenden Generationen nahezu verschüttet war, ein Bedürfnis nach dem Gespräch mit dem „Anderen“, weil man seiner innerlich bedürftig geworden war. „Wir waren uns meist selber genug, wir hatten gar nicht das Bedürfnis, auf den ‚Anderen‘ zu hören, und konnten schon weithin nicht mehr auf ihn hören.“

Er hat viel darüber nachgedacht, ob diese Erscheinung nicht mit dem zusammenhing, was er bei den Dichtern die religiöse Wendung nannte. Und darin wird er wohl recht haben.

Wenn er davon sprach, lebte in ihm sein schleswigsches Wesen auf. So sei es doch bei unseren Vätern gewesen, daß sie Gespräche als Deutsche und als Dänen miteinander führen konnten und dabei an den Punkten, wo es kritisch wurde, nicht gegeneinander aufbegehrten, sondern in die Herzenswärme des Humors abgeben, der zu den besten und von Gott gesegneten Gaben unseres

schleswigschen Erbes gehört. Dabei war es für uns Schleswiger nicht schwer, zu erkennen, wie gerade diese Gabe des Humors verlorenzugehen drohte, je mehr sich die nationalen Spannungen zu Ideologien verdichteten, die den Anspruch der Totalität erhoben. Der dänische Philosoph Höffding hat wohl recht, wenn er in seinem Buch über den Humor diesen als eine der schönsten Blüten echter Frömmigkeit darstellt.

Gröndahls jähes Sterben war eine Gnade. Menschlich gesehen hätte es auch ganz anders kommen können. Das befürchteten die, die ihm die Nächsten waren, ein langes, qualvolles Siechtum. Wir meinen, diese Gnade auch darin zu sehen, daß er bis zuletzt in erstaunlicher Regsamkeit des Geistes sich selber treu blieb in dem Bemühen um seine Heimat und sein Grenzlandvolk an der besonderen Aufgabe, zu der er berufen und mit ganz großen Gaben seines Menschseins und seines Geistes ausgestattet war.

Johannes Tonnesen

Dr. PETER INGWERSEN †

Infolge eines Herzinfarkts ist Oberregierungsrat Dr. Peter Ingwersen im Alter von 73 Jahren verstorben. Was er für das Schulwesen Schleswigs geleistet hat, ist an anderer Stelle gebührend hervorgehoben worden. Uns obliegt es, einen kurzen Rückblick auf das zu werfen, was er auf dem Gebiete der Heimatforschung erarbeitet hat.

Kurz nach seiner Versetzung in den Ruhestand stellte er sich dem Unterzeichneten zur ehrenamtlichen Mitarbeit für das Gebiet der Heimatforschung in der Dienststelle in Schleswig zur Verfügung. Als freudige Mitarbeiter gewann er den Leiter des Landesarchivs, Herrn Dr. Hoffmann, und die beiden Museumsleiter, Dr. Schlee und Dr. Kersten. Leiter bestehender und neu gegründeter Arbeitsgemeinschaften wurden zu Vorträgen nach Schleswig eingeladen. Wenn auch in der ersten Zeit die Stoffe aus der Vor- und Frühgeschichte verständlicherweise dominierten, so griff man auch auf Gegenstände der unmittelbaren Gegenwart zurück. Die regelmäßig stattfindenden Vortragsreihen fanden immer stärkeren Zuspruch. Auch Professoren der Universität bekundeten durch regelmäßige Teilnahme ihr Interesse. Bedeutsam war die Einsetzung von Fachberatern auf allen Gebieten der Heimatforschung. Manche Arbeiten wurden in den Gottorfer Schriften veröffentlicht. Als bedeutsamstes Werk muß man das in Gemeinschaft mit vielen Fachberatern herausgegebene Buch „Methodisches Handbuch für Heimatforschung“ bezeichnen.

Seine besondere Vorliebe galt der Landschaft der Geest. Mehrere Ortsgemeinschaften wurden ins Leben gerufen und alljährlich ein Handbuch für

die Geest herausgegeben.

Die Arbeitsgemeinschaft für Heimatforschung war zunächst als Abteilung der Dienststelle des Landesbeauftragten für Schleswig eingerichtet worden. Wir hielten es für zweckmäßig, sie von allen amtlichen Bindungen zu lösen und sie frei arbeiten zu lassen. Sie hat alle Erwartungen erfüllt, obwohl man auf eine Satzung verzichtete. Ich bin überzeugt, daß sie auch weiterhin fruchtbringend arbeiten und damit das begonnene Werk Peter Ingwersens fortführen wird.

Jens Nydahl